1,50 DM / Band 67
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Dämona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen



Henry Wolf

Dämonas schwarze Schwester

Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 70



Damonas schwarze Schwester

Damona King Nr. 67

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 07.09.1981

Damonas schwarze Schwester

Im unsicheren Licht der Dämmerung wirkten die Mauern von King's Castle finster und drohend. Das Schloß erhob sich wie ein buckeliges Ungeheuer auf dem Hügel; ein schwarzer, düsterer Koloß, der das umliegende Land allein durch seine Anwesenheit beherrschte und dem man selbst jetzt noch etwas von der Wehrhaftigkeit anmerkte, die seinen Bewohnern über Jahrhunderte hinweg Schutz vor Feinden und Unwettern geboten hatte.

Die Frau stand hinter den Zinnen des Turmes; wenig mehr als ein schwarzer Schatten gegen die niedrig hängenden Wolken.

Wind spielte mit ihrem schulterlangen, schwarzen Haar, zupfte an ihrer Kleidung und bauschte den karmesinroten Umhang, der ihre Schultern wie ein Paar übergroßer, gefalteter Fledermausschwingen umgab. Obwohl die Sonne schon vor einer halben Stunde aufgegangen war, schien es nicht richtig hell zu werden. Irgend etwas Dunkles, Bedrohliches und Kaltes hüllte das Schloß ein, lastete wie unsichtbarer Nebel über Innenhöfen und Wehrgängen und erfüllte die Hallen und Gänge mit wispernden Schatten. Die freundliche, gelöste Atmosphäre war verflogen und hatte einem schleichenden Gefühl der Bedrohung Platz gemacht. King's Castle schien sich über Nacht verändert zu haben.

Die Frau bewegte sich unruhig. Ihr Umhang raschelte leise, und das Geräusch ihrer Schritte erinnerte an das behutsame Heranpirschen einer Raubkatze. Ihr Blick glitt über die sanft abfallenden Wiesen, tastete sich über den Waldrand und verlor sich schließlich irgendwo in der Ferne. Ein kleines, böses Lächeln glomm in ihren Augen auf.

Dann, von einer Sekunde auf die andere, verschwand sie. Der Turm war leer, als hätte es die schlanke, düstere Gestalt nie gegeben.

Aber irgend etwas schien mit dem Schloß geschehen zu sein. Vielleicht waren die Schatten ein wenig härter und drohender geworden, vielleicht hatte sich der Gesamteindruck ein wenig mehr in Richtung jener unsichtbaren Grenze verschoben, die im Empfinden der Menschen den Unterschied zwischen Gut und Böse ausmacht.

Die schmalen Fenster wirkten plötzlich wie dunkle, augenlose Höhlen, die drohend über das Land starrten, und der gemauerte Torbogen erinnerte mit einem Mal an das gierig aufgerissene Maul eines bizarren Ungeheuers, das auf seine ahnungslosen Opfer lauert…

***

Der LTU-Tristar kam mit einem sanften, kaum merklichen Wippen zum Stehen. Das helle Singen der Triebwerke, das während der letzten viereinhalb Stunden ein monotones Hintergrundgeräusch zu den Gesprächen der Passagiere geliefert hatte, verstummte abrupt.

Über den Köpfen der Reisenden erloschen die Leuchtanzeigen, die die Passagiere aufgefordert hatten, sich anzuschnallen und das Rauchen einzustellen.

»Zuhause«, sagte Mike Hunter. Seiner Stimme war die Erleichterung anzuhören, die er mit diesem Wort verband. Er löste den Verschluß seines Sicherheitsgurtes, beugte sich im Sitz vor und sah einen Moment lang durch das Fenster auf das regenfeuchte Flugfeld des Londoner Flughafens hinaus.

»Noch nicht ganz«, sagte Damona King leise. »Du wirst dich noch eine Weile gedulden müssen, ehe wir in King's Castle sind.«

»Jedenfalls freue ich mich darauf, wieder englischen Boden unter den Füßen zu haben«, gab Mike zurück. Er seufzte demonstrativ, stand auf und klaubte die beiden Koffer mit ihrem Handgepäck aus dem Netz. Damona erhob sich ebenfalls, griff nach ihrer Reisetasche und trat auf den schmalen Mittelgang hinaus. Die Stewardessen hatten bereits beiderseits des Ausstiegs Aufstellung genommen und ein berufsmäßiges Lächeln aufgesetzt, während ihre männlichen Kollegen durch die Maschine gingen und sich davon überzeugten, daß keiner der Reisenden etwas in der Maschine vergaß.

»Tut es dir leid, daß wir gleich nach Hause geflogen sind?« fragte Mike.

Damona schüttelte den Kopf. Ursprünglich hatten sie vorgehabt, nach

dem geschäftlichen Teil ihres Amerika-Aufenthaltes noch ein oder zwei Wochen irgendwo in der nordamerikanischen Wildnis unterzutauchen und einen improvisierten Abenteuer-Urlaub zu machen. Aber diesen Plan hatten sie gefaßt, bevor einer von ihnen den Namen Ulthar gehört hatte.

Der Spiegelmeister war ein für allemal besiegt, aber sowohl Mike als auch Damona war die Lust auf weitere Abenteuer gründlich vergangen.

»Nicht im Geringsten«, sagte sie nach einer Weile. »Verkriechen wir uns ein paar Tage auf King's Castle und machen es uns gemütlich.«

Mike zog eine Grimasse. »Verkriechen ist gut«, sagte er. »Wenn du wüßtest, wieviel Arbeit in meinem Schreibtisch auf mich wartet…«

»Ich weiß es zwar nicht, aber ich verspreche dir, daß ich ihn höchstpersönlich zunagele, wenn du ihn auch nur anrührst«, sagte Damona ernst. »Für die nächsten acht Tage ist alles, was auch nur nach Arbeit aussieht, tabu.«

»Sei nicht albern«, widersprach Mike. »Du weißt, daß der Konzern…«

»Der Konzern wird nicht gleich zusammenbrechen«, unterbrach ihn Damona energisch. »Außerdem kommt Romano am Montag zurück. Er wird sich schon um alles kümmern.«

»Meinst du nicht, daß er sich auch ein paar Tage Ruhe verdient hat?«

Damona lächelte. Romano in Urlaub zu schicken, käme einer tödlichen Beleidigung gleich. Romano Tozzi gehörte zu den Menschen, die in ihrem Beruf vollkommen aufgingen und nur dann wirklich glücklich waren, wenn sie bis über beide Ohren in Arbeit steckten.

Aber Mike verstand natürlich, daß Damona eine Erholungspause brauchte. Nach allem, was auf Coney Island und der Spiegelwelt passiert war, mußte sie mit ihren Kräften am Ende sein. Auch eine Hexe brauchte von Zeit zu Zeit Ruhe.

Mike wußte von Damonas Erlebnissen im Land hinter den Spiegeln eigentlich nur das, was sie ihm selbst erzählt hatte – und das war wenig genug. Damona schien nicht gerne über ihre Erlebnisse in der schwarzen Kristallfestung zu reden, und Mike respektierte dieses Verhalten.

Dabei war er eigentlich selbst dabeigewesen. Er – oder besser gesagt sein Spiegelbild; ein dunkler, absolut negativer Doppelgänger, der nach einen Blick in Ulthars magischen Spiegel entstanden war.

Mike selbst war während dieser Zeit – genau wie Romano Tozzi und Hunderte anderer unschuldiger Opfer – in Ulthars magischem Labyrinth gefangen gewesen.

Die Erinnerung an diese Zeit ließ ihn frösteln.

»Ihre Karte bitte.«

Die Stimme riß ihn aus seinen Gedanken. Mike sah verwirrt auf, blinzelte und sah in das geduldige Lächeln einer Stewardeß.

»Ihre Bordkarte, Sir.«
»Oh ja, sicher…« Mike griff hastig in die Jackentasche, suchte eine Zeitlang darin herum und förderte schließlich einen zerknitterten Zettel zutage.
England begrüßte sie mit regenfeuchter Luft und klammer, herbstlicher Kälte, als sie die Maschine verließen. Mike blieb am Fuß der Gangway stehen, reckte sich und atmete demonstrativ ein, als wäre die nach Kerosin und Großstadt riechende Luft das Köstlichste, das er je geschmeckt hatte.
Zwei große, signalrot gespritzte Busse kamen über das Flugfeld auf die Maschine zugekrochen. Mike und Damona warteten, bis der erste Ansturm auf die Sitzplätze vorüber war, ehe sie selbst die Busse bestiegen. Nach dem fast fünfstündigen Flug war Damona beinahe froh, einen Augenblick lang auf den Beinen stehen zu können.
Vor allen Dingen, als sie daran dachte, daß ihnen noch einmal anderthalb Stunden Flugzeit bevorstanden, ehe sie endgültig zu Hause waren.
Sie stellte ihre Reisetasche ab, lehnte sich gegen die Rückseite eines der hohen, lederbezogenen Sitze und schloß für einen Moment die Augen. Eigentlich sollte sie froh sein, heil aus dem haarsträubenden Abenteuer herausgekommen zu sein. Aber die erwartete Hochstimmung – oder wenigstens Erleichterung – stellte sich nicht ein. Im Gegenteil – sie fühlte sich niedergeschlagen, deprimiert und erschöpft.
Aber es war keine rein körperliche Erschöpfung, sondern etwas, das sehr viel tiefer ging und seine Ursachen irgendwo in ihrer Seele hatte.
Mike berührte sie sanft an der Schulter. »Fühlst du dich nicht wohl?«
Damona versuchte zu lächeln, aber der Reaktion auf Mikes Gesicht nach zu schließen mißlang das Vorhaben kläglich. »Ich bin müde, das ist alles.«
Mike nickte verständnisvoll. »Wenn du willst, bleiben wir die Nacht in London und reisen erst morgen weiter«, sagte er. »Vielleicht suchen wir uns irgendein gemütliches kleines Hotel in der Stadt.«
Damona überlegte einen Moment. Der Vorschlag hörte sich verlockend an. Aber dann schüttelte sie doch den Kopf. Vielleicht würden ihre Depressionen von selbst verschwinden, wenn sie in die gewohnte Umgebung von King's Castle zurückkehrten.
Mike zuckte mit den Achseln. »Wie du willst. Es war nur gut gemeint.«
Der Bus hielt, und Mike und Damona schlenderten eingekeilt in eine lärmende, ungeduldige Menschenmenge, auf das Abfertigungsgebäude zu.
Die Zollformalitäten nahmen nur wenige Minuten in Anspruch.
Damona und Mike reisten prinzipiell nur mit einem Minimum an

Gepäck – die beiden Handkoffer und die Reisetasche waren alles.

Nachdem ihre Pässe kontrolliert worden waren, durchquerten sie mit schnellen Schritten die riesige Halle und verließen das Gebäude durch einen Nebenausgang.

»Ich hoffe, die Maschine ist startklar«, murmelte Mike, während sie quer über den Rasen auf eine Ansammlung niedriger, dunkel gestrichener Gebäude zugingen. »Ich habe keine Lust, jetzt noch einmal stundenlang zu warten.«

»Du hast doch das Telegramm geschickt?«

Mike nickte grimmig. »Sicher. Aber es wäre nicht das erste Mal, daß irgendein Trottel seinen wohlverdienten Büroschlaf schläft und dann ganz überrascht ist, wenn ich vor der Tür stehe.« Er zog den Kopf zwischen die Schultern, als ein eisiger Windstoß über das Rollfeld fuhr. Es begann zu regnen, und das ferne Grollen eines heraufziehenden Gewitters mischte sich unter die Geräusche des Flughafens.

Sie begannen zu laufen und erreichten den Hangar im gleichen Augenblick, in dem das Unwetter mit ganzer Macht losbrach. Als Mike die Tür hinter sich zuschob, schienen die Flughafengebäude hinter einem grauen, treibenden Schleier zu verschwimmen. Die Temperaturen fielen innerhalb weniger Augenblicke um mehrere Grade.

»Willkommen in der Heimat«, sagte Mike sarkastisch. »England empfängt uns mit seiner besten Seite.« Er stellte die beiden Koffer ab, schlug seinen Jackenkragen herunter und sah sich aufmerksam in der Halle um.

Die zweimotorige Cessna des King-Konzerns war bereits vor das Tor gerollt worden. Techniker in orangegelben Monturen bemühten sich um die Maschine. Aus dem Hintergrund der weitläufigen Halle war das dumpfe Dröhnen eines probelaufenden Motors zu hören.

»Dein Telegramm scheint angekommen zu sein«, sagte Damona spöttisch.

Mike nickte wortlos und winkte einem der Techniker. Der Mann legte seinen Schraubenschlüssel aus der Hand, wischte sich die Hände an der Hose ab und setzte ein ölverschmiertes Grinsen auf. »Miß King! Mister Hunter! Schön, daß Sie wieder im Lande sind. Ihre Maschine ist fertig.«

»Schon durchgecheckt?«

»Selbstverständlich. Vollgetankt und startbereit. Sie können in fünf Minuten aufsteigen – wenn das Wetter mitspielt.«

Mike reichte dem Mann einen der beiden Koffer und trug den anderen und Damonas Tasche zur Cessna hinüber. Der Regen wurde mit jedem Augenblick stärker. Die Tropfen hämmerten in unablässigem Stakkato auf das Wellblechdach des Hangars, und der

Donner wurde lauter und drohender.

»Ich glaube, ich besorge mir noch schnell den neuesten Wetterbericht«, sagte Mike besorgt. »Ich habe keine Lust, in ein Unwetter hineinzufliegen.«

»Das hier ist nur ein Ausläufer«, sagte der Techniker. »Es kriselt schon den ganzen Tag, aber das Schlimmste spielt sich weiter südlich ab. Über dem Kanal muß es heiß hergehen.«

»Trotzdem.« Mike sprang leichtfüßig auf die Tragfläche hinauf, klappte das Kanzeldach hoch und reichte Damona die Hand, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. »Ich springe noch einmal rasch ins Büro und hole mir den letzten Wetterbericht.«

Damona kletterte ins Cockpit der Cessna und begann routinemäßig, die Instrumente zu überprüfen.

»Das ist alles schon klar«, grinste der Monteur. »Sie müssen nur noch die Starterlaubnis vom Tower einholen.«

»Erledigen Sie das, während ich mich um das Wetter kümmere.«

Mike drehte sich herum, sprang auf den Hallenboden zurück und verschwand mit schnellen Schritten zwischen den dicht beieinander abgestellten Flugzeugen.

***

Die Glaskugel war so groß wie eine Kinderfaust. Weißliche Nebelschwaden schienen dicht unter ihrer Oberfläche dahinzutreiben, und dort, wo die untere Wölbung der Kugel die Tischplatte berührte, hatte sich eine dünne Rauhreifschicht gebildet.

Das Gesicht der Frau schien zu einer unbeweglichen Maske erstarrt zu sein. Zwischen ihren Brauen stand eine strenge Falte und die Augen blickten mit einer Mischung aus Konzentration und kaum unterdrückter Ungeduld auf die Glaskugel. Eine knisternde, unsichtbare Aura der Macht schien die reglose Gestalt zu umgeben, eine Macht, die selbst Wärme und Licht aus dem Raum zu verbannen schien und das Zimmer zu einer finsteren, feuchtkalten Höhle werden ließ.

Der Nebel ballte sich im Inneren der Kugel zusammen, formte rasch vergängliche Umrisse und Figuren und trieb wieder auseinander. Allmählich veränderte sich die Farbe des Glases. Es wurde milchig, dann schwarz und schließlich blau, dann grün. Winzige Gestalten erschienen auf der gewölbten Oberfläche und verschwanden wieder, wurden von neuen Bildern abgelöst, Bilder, die Menschen und Landschaften zeigten und sich in immer rascherer Folge abwechselten.

Schließlich stabilisierte sich das Bild. Die Kugel zeigte jetzt eine hohe, halbrunde Halle, in der ameisengroße Menschen zwischen bunten Spielzeugflugzeugen umherhasteten.

Die Frau lächelte. Ihre Finger bewegten sich sacht, fuhren in

kreisenden Bewegungen über das kühle Glas der Kugel. Das Bild wuchs, als drehe ein unsichtbarer Kameramann am Zoom-Objektiv seiner Kamera. Die Wände der Halle glitten rechts und links aus dem Ausschnitt, während im Zentrum ein flaches, zweimotoriges Sportflugzeug heranwuchs. Es war eine Cessna – ein schnittiges, in den schwarzgoldenen Farben des King-Konzerns gestrichenes Sportflugzeug, unter dessen aufgeklappter Kanzel eine dunkelhaarige Gestalt zu erkennen war. Damona King.

***

»Alles in Ordnung«, sagte Mike, als er aus dem Büro des Flugleiters zurückkam. »Es ist wirklich nur ein kleiner Ausläufer. In zehn Minuten fliegen wir durch strahlenden Sonnenschein.« Er nickte aufmunternd nach oben, überzeugte sich davon, daß das Gepäck sicher und ordentlich verstaut war und drückte den beiden Technikern jeweils eine Fünf-Pfund-Note in die Hand. Die Männer bedankten sich und eilten nach vorne, um die Hangartore zu öffnen.

Mike kletterte ächzend auf den Pilotensitz und griff nach oben, um die Plexiglaskanzel herunterzulassen. »Startfreigabe haben wir auch schon«, sagte er aufgeräumt. »Caveman hat alles erledigt.«

»Du solltest dich bei ihm entschuldigen«, sagte Damona.

Mike ließ die Kanzel einrasten, kämpfte fünf Sekunden lang fluchend mit seinem Sicherheitsgurt und schaltete die Zündung ein.

Auf dem Armaturenbrett leuchtete ein halbes Dutzend verschiedenfarbiger Lämpchen auf.

»Wofür entschuldigen?« fragte er, ohne Damona anzusehen.

»Für die Bemerkung, die du vorhin über gewisse Leute und ihren Büroschlaf gemacht hast.«

Mike grinste. »Ich wußte nicht, daß Caveman Dienst hat. Bei dem klappt alles. Ein tüchtiger Mann. Wir sollten ihn engagieren.«

»Wozu?«

Mike zuckte mit den Achseln, sah flüchtig auf die verwirrende Anzahl von Instrumenten vor sich und drückte den Anlasserknopf. Die sechshundert PS der Cessna erwachten zu grollendem Leben.

»Warum auch nicht. Tüchtige Männer kann man immer gebrauchen«, schrie Mike über den Lärm der Motoren hinweg. »Außerdem glaube ich nicht, daß Caveman hier sehr glücklich ist. Er wirkt ziemlich verbissen. Wahrscheinlich kann er sich nicht damit abfinden, daß seine Karriere hier zu Ende sein soll. Er war einmal ein tüchtiger Ingenieur.«

»Was heißt *war*?«

Die Hangartore rollten quietschend nach oben. Die Techniker traten beiseite, und Mike schob den Gashebel um wenige Zentimeter nach vorne. Das Flugzeug setzte sich rüttelnd in Bewegung.

»Er ist es immer noch, soweit ich das beurteilen kann. Aber da war einmal eine dumme Sache, vor ein paar Jahren. Keine Ahnung, was. Ich glaube, er ist mit seinem Vorgesetzten aneinandergeraten und hat ihm eine runtergehauen. Irgend etwas in dieser Art. Jedenfalls war seine Karriere in diesem Moment zu Ende.«

»Hört sich an, als wäre er selbst schuld an seinem Schicksal«, sagte Damona.

Mike blinzelte verwirrt. Die Worte paßten eigentlich nicht zu Damona. Nicht zu der Damona, die er kannte.

Ein helles Piepsen aus dem Funkempfänger unterbrach seinen Gedankengang. Er ließ den Steuerknüppel los, griff nach dem Mikro und drückte die Sprechtaste. »KKzeroone an Tower. Kommen.«

Die Stimme des Flugdienstleiters war kaum zu verstehen. Statisches Knistern und kratzende Störgeräusche überlagerten die Verbindung, und Mike hatte Mühe, die Worte aus dem Lärm herauszuhören.

»Hier Tower. KKzeroone, Sie haben Startfreigabe. Nehmen Sie Startbahn siebzehn.«

»Verstanden, Tower. KKzeroone Ende und aus.« Mike hängte das Mikrofon zurück, griff mit der Linken nach dem Steuerknüppel und gab gleichzeitig Gas.

»Ich sage doch, daß auf Caveman Verlaß ist«, sagte er triumphierend.

Damona gab ein ärgerliches Geräusch von sich. »Das Funkgerät hat jedenfalls besser funktioniert, bevor er die Maschine durchgecheckt hat«, sagte sie gereizt.

Mike sah sie konsterniert an. »Ist dir eine Laus über die Leber gelaufen?« fragte er. Die Worte taten ihm fast sofort wieder leid, aber Damona schien an seinem rüden Ton keinen Anstoß zu nehmen.

»Entschuldige«, sagte er sanft.

»Flieg lieber los. Ich habe keine Lust, auf diesem verdammten Flugplatz Wurzeln zu schlagen.«

Mike schluckte die wütende Entgegnung, die ihm auf der Zunge gelegen hatte, herunter und konzentrierte sich auf den Startvorgang.

Die Cessna machte einen wilden Satz, als er den Gashebel viel zu hart nach vorne stieß, und schoß mit aufbrüllendem Motor auf die Startbahn hinaus. Den Männern im Tower mußten die Haare zu Berge stehen, wenn sie den Vorgang beobachteten.

Der Regen war mittlerweile stärker geworden. Das Rollfeld schimmerte wie ein riesiger, mattgrauer Spiegel, und die Wolken schienen so tief zu hängen, daß Mike fast damit rechnete, den schlanken Turm des Towers in den treibenden grauen Massen verschwinden zu sehen. Der Wind zerrte und rüttelte an den Tragflächen der Maschine. Aber im Norden klarte der Himmel bereits wieder auf. Ein heller, goldgelber Streifen wuchs langsam in der grauen Wolkenbank empor.

Der Wetterbericht schien ausnahmsweise einmal nicht frei erfunden zu sein, dachte Mike ärgerlich. Über Schottland mußte strahlender Sonnenschein herrschen.

Er wartete ungeduldig, bis die Nadel des Geschwindigkeitsmessers die Hundert-Meilen-Marke erreicht hatte, ehe er den Steuerknüppel langsam zu sich heranzog. Die stumpfe Nase des Sportflugzeuges folgte der Bewegung gehorsam, während das Rollfeld unter ihnen in die Tiefe stürzte.

Mike riß die Maschine so steil empor wie es nur ging. Er flog noch nicht allzu lange, aber er wußte, daß Gewitterfronten wie diese oftmals sehr niedrig hingen. Niedrig genug, um selbst für ein so kleines Flugzeug wie dieses kein ernsthaftes Hindernis darzustellen.

Für zehn, fünfzehn Sekunden tauchte die Cessna in wirbelnden, grauweißen Nebel ein, dann hatte sie die Wolkendecke durchstoßen.

Mike atmete erleichtert auf, als der bockende Steigflug in ein sanftes Gleiten überging. Unter ihnen wetterleuchteten grelle Blitze durch die Wolkenbank, und ein Blick in den Rückspiegel zeigte ihm daß der Himmel dort schwarz war.

»Das Schlimmste ist überstanden« sagte er. »In anderthalb Stunden sind wir in Edinburg.« Er warf einen Blick auf den Kompaß, korrigierte den Kurs um mehrere Grad und schaltete den Autopiloten ein, ehe er sich entspannt zurücksinken ließ.

Damona saß zusammengekauert neben ihm und starrte aus dem Fenster. Mike konnte ihr Gesicht nur im Profil sehen, aber auch so war die Veränderung deutlich zu erkennen. Eigentlich war es nichts Äußerliches – die junge, dunkelhaarige Frau neben ihm war noch die gleiche, mit der er vor wenigen Tagen hierhergeflogen war. Ihre Augen blickten vielleicht ein wenig ernster als sonst, und die Anstrengungen der vergangenen Tage hatten tiefe Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen: Dunkle Ringe unter ihren Augen und einen bitteren, resignierenden Zug, den er zuvor noch nie an ihr bemerkt hatte.

Was hat Sie erlebt? dachte Mike sorgenvoll. Was ist in der Welt hinter den Spiegeln passiert, daß Damona sich so radikal verändert hat?

Er wußte, wie sinnlos es sein würde, sie zu fragen. Aber es mußte Schreckliches gewesen sein. Damona war wahrscheinlich der willensstärkste Mensch, den Mike jemals kennengelernt hatte. Ein Erlebnis, das einen Charakter wie den Damonas derart aus dem Gleichgewicht werfen konnte, mußte die Vorstellungskraft eines Normalsterblichen schlichtweg überschreiten.

Mike fragte sich besorgt, ob es nicht vielleicht auch für sie zuviel gewesen war. Damona schien total verändert. Die junge, energische und lebenslustige Frau war verschwunden und hatte einem verängstigten, unentschlossenen und launischen Kind Platz gemacht.

Damona wirkte depressiv, ängstlich… unentschlossen in allem, was sie sagte oder tat.

Damona schien seinen Blick zu spüren. Sie drehte sich halb um, sah ihm einen Herzschlag lang in die Augen und wandte sich dann wieder ab.

Mike schauderte.

Für einen kurzen, schrecklichen Augenblick hatte er das Gefühl gehabt, einer Fremden gegenüberzusitzen.

Er zündete sich umständlich eine Zigarette an, starrte einen Moment lang in die Glut und klappte den Aschenbecher auf.

»Was ist eigentlich mit dir?« fragte er beiläufig.

Damona antwortete nicht sofort. Sie seufzte, schüttelte unmerklich den Kopf und fuhr sich mit einer fahrigen Geste durch die Haare.

»Was soll mit mir sein?«

Mike stieß ärgerlich die Luft zwischen den Zähnen aus. »Du weißt genau, was ich meine. Du bist… komisch.«

»Komisch?« Damona lächelte traurig, sah ihn kurz an und blickte dann wieder aus dem Fenster. Die Wolkendecke unter dem Flugzeug schien sich wie ein riesiges, lebendes Wesen zu bewegen.

»Ich fühle mich nicht gut, das ist es.«

»Das ist es eben, nicht«, antwortete Mike grob. »Du hast dich vollkommen verändert. Ich weiß ja, daß du nicht darüber reden willst, aber…«

»Es hat nichts mit Ulthar zu tun«, sagte Damona. »Wenn du darauf hinauswillst, irrst du dich.«

»Was ist es dann?«

»Ich… ich weiß es selbst nicht«, antwortete Damona zögernd. Ihre Stimme zitterte. »Ich fühle mich … leer. Ausgebrannt, wenn dir der Ausdruck lieber ist. Manchmal habe ich das Gefühl, als ob … als ob ein Teil von mir gestorben wäre. Weg. Einfach nicht mehr da.«, stieß sie hervor. »Klingt verrückt, nicht?«

Mike schüttelte den Kopf. »Es klingt überhaupt nicht verrückt. Ich weiß, was du meinst.«

»Aber du weißt nicht, wie…« Damona brach abrupt ab und starrte durch die Frontscheibe nach draußen. Ihre Augen weiteten sich erstaunt.

»Mike – was ist das?«

Vor ihnen, vielleicht noch fünf, sechs Meilen entfernt, hatte sich ein riesiges dunkles Etwas aus der Wolkendecke gehoben. Im ersten Augenblick hatte Mike den Eindruck, direkt auf ein riesiges, mißgestaltetes Ungeheuer zuzufliegen, das der Maschine mit gigantischen Armen entgegenzugreifen schien. Aber dann erkannte er, daß es nur eine Wolke war.

Aber eine sehr sonderbare Wolke. Es war nicht allein ihre dunkle,

rauchbraune Farbe, die Mike beunruhigte. Das Phänomen stand in krassem Gegensatz zu allem, was er je über Meteorologie und Aeronautik gehört hatte. Sie türmte sich in einer riesigen, kompakten Halbkugel über dem brodelnden Wolkenmeer auf. Ihre Oberfläche schien zu kochen. Graue, faserige Nebelschleier wuchsen wie bizarre Arme aus der Wolkenkugel hervor.

»Ein… Sturm?« fragte Damona zögernd.

Mike schüttelte den Kopf. »Unmöglich. Aber was immer es ist – es gefällt mir nicht. Ich fliege lieber darum herum.« Er klappte seinen Sitz nach vorne, schaltete den Autopiloten aus und griff nach dem Steuerknüppel.

Aber die Maschine gehorchte ihm nicht!

Mike fluchte lauthals, betätigte das Höhenruder und zog den Steuerknüppel nach rechts.

Die Cessna flog stur geradeaus, als wäre sie an einem unsichtbaren Faden aufgehängt.

»Das… das gibt es doch nicht«, sagte Mike verblüfft, »das ist doch unmöglich!« Er versuchte es noch einmal, aber auch diesmal verweigerte ihm das Flugzeug den Gehorsam. Die Maschine folgte unbeirrbar dem einmal eingeschlagenen Kurs.

Die Wolkenbank wuchs mit beängstigender Geschwindigkeit vor ihnen empor. Mike konnte jetzt erkennen, daß die Luft dort vorne regelrecht zu kochen schien. Riesige Wirbel und Trichter bildeten sich auf der Oberfläche der gespenstischen Wolke, gigantische Strudel, in denen die kleine Maschine wie ein Spielzeug zerschmettert werden mußte.

»Mike! Das ist eine Falle!« schrie Damona.

Hunter nickte gehetzt. Auch ihm war mittlerweile klargeworden, daß das Phänomen mit menschlicher Logik nicht zu erklären war.

Diese Wolke dort vorne war nicht auf natürlichem Wege entstanden. Hier war Magie im Spiel.

Die Instrumente der Cessna begannen verrückt zu spielen. Zeiger tanzten wild auf und ab, der elektronische Horizont überschlug sich, und die Kompaßnadel begann wie wild zu kreiseln. Ein ungeheurer Schlag ließ das Cockpit erbeben. Die Cessna legte sich auf die Seite, begann zu trudeln und wurde dann von einer unsichtbaren Kraft wieder auf ihren ursprünglichen Kurs zurückgerissen.

Und dann tauchten sie in die Wolkenbank ein.

Es war wie ein vorweggenommener Weltuntergang. Das Motorengeräusch wurde vom ungeheuren Brüllen des Sturmes verschluckt.

Ein helles, metallisches Kreischen marterte ihre Ohren. Blitze zuckten rechts und links der Kanzel auf, schienen wie geisterhafte Arme nach den beiden hilflosen Menschen zu greifen. Blaues Elmsfeuer tanzte

über das Armaturenbrett.

Mike schrie auf und ließ den Steuerknüppel los. Der Kunststoff begann zu rauchen. Er hörte, daß Damona irgend etwas schrie, aber er konnte die Worte nicht verstehen. Er versuchte, sich zu ihr herumzudrehen, aber die ungeheure Beschleunigung preßte ihn hilflos in seinen Sitz.

Irgend etwas Großes, Dunkles tauchte in dem tobenden Chaos vor der Pilotenkanzel auf, huschte dicht an der Maschine vorüber und streifte die rechte Tragfläche.

Das Holz zersplitterte mit einem ekelhaften Geräusch. Die Maschine bäumte sich auf, überschlug sich vier-, fünfmal hintereinander und sackte dann wie ein Stein nach unten.

***

Sie erschrak.

Für einen winzigen Augenblick wallte graue, lähmende Panik in ihr empor und drohte auch den letzten Rest von Konzentration hinwegzuspülen. Das Abbild der hilflos trudelnden Maschine im Inneren der Kugel wurde unscharf, verschwand hinter treibenden Schleiern und begann sich aufzulösen.

Die schmalen Hände der Frau begannen zu zittern, als sie begriff, daß sie einen tödlichen Fehler begangen hatte. Sie hatte sich hinreißen lassen. Die Verlockung, die verhaßte Feindin ein für allemal aus dem Weg räumen zu können, war für einen winzigen Augenblick übermächtig geworden.

Aber sie durfte sie nicht töten. Noch nicht.

Sie schloß die Augen, verschwendete eine wertvolle Sekunde damit, sich zu entspannen, und konzentrierte sich dann erneut auf das Bild des abstürzenden Flugzeuges.

Vernichte Sie! wisperte eine Stimme hinter ihren Gedanken.

Vernichte Sie, ehe Sie dich vernichtet! Du mußt! Sie ist eine Gefahr! Nur eine von euch kann überleben!

Sie stöhnte. Ihre Lippen bebten, und auf ihrer Stirn erschien ein Netz feiner, glitzender Schweißtropfen, während sie versuchte, die drängende, wispernde, hypnotische Stimme zurückzudrängen. Die Stimme, die sie soweit gebracht hatte, die beständig in ihren Gedanken war.

Das Flugzeug stürzte jetzt immer schneller. Sie sah, wie der zerschmetterte Rumpf der Cessna die Wolkendecke durchbrach und wie ein Stein dem Boden entgegenfiel.

Ihre Hände umklammerten die Glaskugel, während ihre Gedanken mit unbeschreiblicher Macht hinausgriffen…

***

Damona schrie entsetzt auf, als die Maschine die Wolkendecke

durchstieß. Der Boden schien mit unglaublicher Geschwindigkeit zu ihnen emporzustürzen.

Mike riß verzweifelt am Steuerknüppel, obwohl er längst erkannt haben mußte, wie sinnlos seine Bemühungen waren. Die Cessna war ein Wrack. Selbst wenn der unmögliche Sturm plötzlich aufhören würde, würden sie weiterstürzen.

Die Maschine überschlug sich. Damona wurde im Sitz nach vorne geschleudert und prallte schmerzhaft gegen die Armaturenverkleidung. Sie nahm plötzlich alles mit phantastischer Klarheit wahr: Ihre Umgebung, das helle, qualvolle Splittern von Holz und Metall, den auf- und abhüpfenden Horizont, der emporspringende Boden, der durch die rasende Geschwindigkeit ihres Sturzes zu einer breiigen, braungrünen Masse verschmolzen schien. Mikes Gesicht, gleichermaßen von Angst und Wut verzerrt.

War das der Tod?

Viele Menschen behaupten, daß man in der Sekunde vor dem Sterben noch einmal sein ganzes Leben erlebt. Damona merkte nichts davon. Sie hatte nur Angst, Angst und ein irrationales, albernes Gefühl der Enttäuschung, das Bewußtsein, betrogen worden zu sein.

Irgendwie erschien ihr der Gedanke fast lächerlich, auf so banale Art ums Leben zu kommen.

Sie wurde hilflos in der Kabine umhergeschleudert, als ein weiterer, furchtbarer Stoß den zerschmetterten Rumpf der Maschine traf.

Die Cessna bäumte sich wie ein waidwundes Tier auf. Der Motor erstarb mit einem häßlichen Geräusch. Damona prallte gegen etwas Hartes, schrie gequält auf und griff in blinder Panik nach oben.

Plötzlich schien der Himmel zu explodieren. Die graue Wolkendecke riß in unglaublichem Tempo auseinander. Ein schwarzes, wesenloses Etwas griff aus dem Himmel nach der winzigen Maschine, fing ihren rasenden Sturz wenige hundert Meter über dem Boden ab und schleuderte sie wie ein welkes Blatt vor sich her.

Mike stemmte sich ächzend im Pilotensitz hoch und starrte aus ungläubig aufgerissenen Augen nach draußen. Die Luft rings um die Maschine schien sich in flüssigen, rotierenden Sirup verwandelt zu haben. Mike sah, wie die Wolkendecke über ihnen endgültig aufriß, sich zu einem rotierenden, trichterförmigen Etwas zusammenballte. Die Cessna kippte in die Waagerechte zurück und jagte in flachem Winkel auf den unsichtbaren Wellen des Sturmes dahin.

Mike drückte automatisch den Anlasserknopf. Der Motor stöhnte qualvoll, machte ein paar Drehungen und sprang dann stotternd und blubbernd an.

»Mike! Was – was ist das?« schrie Damona.

Mike schüttelte hastig den Kopf und umklammerte verbissen den Steuerknüppel. Das, was sie hier erlebten, stand im krassen Gegensatz

zu allen Naturgesetzen, aber das interessierte ihn im Moment nicht. Er wußte, daß sie eine Chance hatten, wenn das unglaubliche Phänomen auch nur noch wenige Augenblicke anhielt.

Mike betätigte probeweise das Höhenruder, und das Wunder geschah – die Nase der Cessna senkte sich gehorsam dem Boden entgegen, und die Maschine begann mit einem stoßenden, rüttelnden Abstieg. Trotz der abgerissenen Tragfläche hielt sich die Maschine mühsam in der Luft.

»Festhalten!« schrie Mike. »Das gibt eine Bruchlandung!« Er wußte nicht, ob Damona seine Worte über dem Toben des Sturms und dem gequälten Heulen der Motoren verstanden hatte, aber sie schien die Gefahr auch selbst zu erkennen. Sie klammerte sich fest, zog die Beine an und wartete mit eingezogenem Kopf auf den Aufprall.

Mike zerrte verzweifelt am Steuerknüppel, um den Aufprallwinkel so flach wie möglich zu halten. Das blaue, verwaschene Band eines Flusses huschte unter der Maschine hinweg, wurde vom schmierigen Grün einer Wiese und schließlich der braungrünen Masse eines Waldes abgelöst. Mike konnte nicht erkennen, wie schnell die Maschine war – der Geschwindigkeitsmesser war wie alle Instrumente ausgefallen –, aber sie mußten weit über zweihundert Meilen schnell sein. Bei dieser Geschwindigkeit mußte schon ein einfacher Weidezaun zu einem tödlichen Hindernis werden.

Aber er hatte keine Zeit mehr, über ihre Überlebenschancen nachzudenken. Der flügellose Torso der Cessna streifte die obersten Wipfel des Waldes, hüpfte wie ein flach geworfener Stein in die Höhe und fuhr dann mit unglaublicher Gewalt in die Äste der Bäume.

Damonas Aufschrei ging im Splittern und Bersten der Glaskanzel unter.

***

Sie wußte nicht, wie lange sie bewußtlos gewesen war. Das Letzte, an das sie sich erinnerte, war das schreckliche Gefühl freien Fallens gewesen, das Wissen, mit Hunderten von Meilen dem Boden entgegenzurasen und vollkommen hilflos zu sein.

Sie öffnete die Augen, setzte sich auf und sank mit einem wehleidigen Stöhnen wieder zurück, als ein scharfer Schmerz durch ihren Arm fuhr. Blut sickerte warm und klebrig aus einer Platzwunde dicht unter ihrem Haaransatz, und ihr linkes Bein fühlte sich seltsam taub und gefühllos an.

Damona wartete, bis die Welle der Übelkeit einigermaßen abgeklungen war, ehe sie noch einmal versuchte, die Augen zu öffnen und aufzustehen. Diesmal ging es.

Die Bäume filterten das Sonnenlicht zu einem sinnverwirrenden Muster aus hell und dunkel, Licht und Schatten und unzähligen Grau-

und Grünschattierungen. Damona erhob sich stöhnend auf Hände und Knie, schüttelte den Kopf und versuchte, den stechenden Schmerz hinter der Stirn zu ignorieren.

Das Flugzeugwrack lag fast fünfzig Meter von ihr entfernt zwischen den Bäumen; ein zertrümmertes, verdrehtes, zerfetztes Etwas, das von der Faust eines Riesen in den Boden gerammt zu sein schien. Die Maschine hatte eine lange, rauchende Bresche in den Wald geschlagen – eigentlich war es ein Wunder, daß sie den Absturz überlebt hatte.

Damona stand vollends auf und ging mit zitternden Knien zum Wrack der Cessna hinüber. Die Plexiglaskanzel war zersplittert und abgerissen. Die scharfkantigen Scherben hatten den Kunststoffbezug der Sitze zerfetzt, so daß das helle Schaumstoffmaterial der Füllung hervorquoll.

Damona schauderte. Wären sie und Mike nicht durch den Aufprall aus der Maschine geschleudert worden…

Ein leises, schmerzerfülltes Stöhnen ließ sie herumfahren.

Mike!

Er lag zusammengekrümmt im Schatten der Maschine, versuchte sich hochzustemmen und fiel zurück, als seine Arme unter seinem Körpergewicht nachgaben.

Damona flankte mit einem Satz über den zusammengestauchten Bug des Flugzeuges und kniete neben Mike nieder. Vorsichtig drehte sie ihn herum, wischte ihm die Haare aus der Stirn und bettete seinen Kopf auf ihrem Schoß.

Mikes Gesicht war blutüberströmt. Das rechte Auge war dunkel und fast zugeschwollen, und über der Magengegend war sein Hemd blutdurchtränkt.

»Was…« murmelte Mike leise, »ist passiert?«

Damona lächelte gezwungen. Die Geste wirkte zuversichtlicher, als sie sich fühlte.

»Du solltest dein Lehrgeld zurückverlangen«, sagte sie scherzhaft.

»Eine so miserable Landung habe ich noch nicht erlebt.«

Mike grinste. Bei all dem Blut und dem bemitleidenswerten Zustand, in dem sich sein Äußeres befand, wirkte es furchteinflößend.

»Hilf mir hoch.« Er streckte auffordernd die Hand aus, aber Damona schüttelte nur den Kopf. »Du bleibst liegen, bis ein Arzt da ist. Du bist verletzt.«

»Blödsinn«, maulte Mike. »Ich habe eins auf den Schädel gekriegt, aber sonst bin ich okay.«

Er stemmte sich hoch, um seine Worte zu unterstreichen, verzog schmerzhaft das Gesicht und hielt sich am Flugzeugwrack fest. Aber er stand. »Siehst du?«

Er fuhr sich mit den Fingern durch das Haar, zog eine Grimasse und betrachtete seine Fingerspitzen. Sie schimmerten rot.

»Eine Platzwunde«, sagte er lakonisch. »Kopfwunden bluten immer stark. Mich würde viel eher die Frage interessieren, wieso wir den Absturz überlebt haben. Wir hatten absolut kein Recht dazu.«

»Glück«, sagte Damona, »und ein bißchen…«

Mike unterbrach sie mit einem spöttischen Geräusch. »Glück! Pah. Wir waren zweieinhalbtausend Yards über dem Boden, als die Tragfläche abriß. Aus dieser Höhe und bei unserer Geschwindigkeit nützt alles Glück der Welt nichts. Nein.« Er schüttelte entschieden den Kopf und bezahlte diese unüberlegte Bewegung mit einem stechenden Schmerz, der ihn aufstöhnen ließ. »Die Sache geht nicht mit rechten Dingen zu. Ebensowenig wie dieser plötzliche Sturm.«

Damona nickte zögernd. Sie hatte es schon gespürt, als die Maschine dort oben unter den Hammerschlägen des Orkans auseinandergebrochen war – hier waren Kräfte im Spiel, die mit reiner Logik nicht mehr zu erklären waren.

Magische Kräfte.

Aber warum, überlegte sie, nahm jemand oder etwas eine derartige Mühe auf sich, um sie hinterher zu retten? Hätte der Anschlag ihrem Leben gegolten, hätte er Erfolg gehabt. Sie waren praktisch schon tot gewesen, als der Absturz begann.

Aber was sollte es dann sein? Eine Art… Warnung?

Mike schien ihre Gedanken zu lesen.

»Glaubst du, daß einer von unseren Freunden von der anderen Seite dahintersteckt?«

Damona wiegte unschlüssig den Kopf. »Das wäre die naheliegendste Erklärung. Aber andererseits…« Sie brach ab, sah Mike scharf an und sagte in entschlossenerem Tonfall: »Darüber unterhalten wir uns später. Jetzt kümmern wir uns erst einmal um dich. Du mußt zu einem Arzt. Auch, wenn es wirklich nur ein paar Kratzer sind«, sagte sie schnell, ehe Mike etwas erwidern konnte. »Hast du eine Ahnung, wo wir ungefähr sind?«

Mike zuckte mit den Schultern. »Vielleicht siebzig, achtzig Meilen nördlich von London. Aber dahinten kommen Leute – fragen wir die.«

Er wies mit einer Kopfbewegung zum Waldrand.

Damona drehte sich ebenfalls um.

Die Bäume hörten zwanzig, dreißig Schritte hinter ihnen wie abgeschnitten auf und wurden von einem weiten, frisch gepflügten Acker abgelöst. Ein halbes Dutzend kleiner, aufgeregt gestikulierender Gestalten kam über das Feld auf die Unfallstelle zugelaufen, und hinter ihnen wurde ein roter, auf- und abhüpfender Punkt sichtbar, der sich nach einigen Augenblicken als Traktor entpuppte.

Sie warteten geduldig, bis die ersten Helfer nähergekommen waren. Es waren drei junge, kräftig gebaute Burschen, ein etwa fünfzigjähriger Mann im blauen Overall und eine etwa gleichaltrige

Frau – der Ähnlichkeit nach zu schließen Angehörige einer einzigen Familie.

»Es ist nichts passiert«, sagte Damona, als die Gruppe bei ihnen angekommen war.

»Wir… wir haben den Absturz beobachtet«, sagte einer der Jungen schweratmend. »Mein Gott, ging das schnell. Sie … Sie sind runtergekommen wie ein Stein, und Ihnen ist wirklich nichts passiert?« Er sah Damona und Mike abwechselnd an und schüttelte den Kopf, als könne er es einfach nicht fassen, die Insassen des zertrümmerten Wracks munter und einigermaßen wohlbehalten vor sich zu sehen.

»Nicht viel«, schränkte Mike ein. »Die Landung war etwas unsanft, das muß ich zugeben, aber sonst…«

Damona lächelte flüchtig. Mike schien wirklich nicht ernsthaft verletzt zu sein. Seinen Galgenhumor hatte er jedenfalls nicht verloren.

»War sonst noch jemand in der Maschine?« fragte der ältere Mann.

»Nein. Nur Mister Hunter und ich. Wir hatten Glück, daß uns der Aufprall aus der Kanzel geschleudert hat. Wahrscheinlich hat uns das das Leben gerettet.«

»Sie untertreiben. Ich verstehe zwar nichts vom Fliegen, aber ich habe noch nie gehört, daß jemand ein Flugzeug mit nur einem Flügel abfängt und dann relativ sauber landet.«

Damona tauschte einen fragenden Blick mit Mike, aber der zuckte nur unmerklich mit den Achseln und machte ein unbeteiligtes Gesicht. Offensichtlich wußte er genausowenig wie Damona, wovon der Mann sprach.

»Ich heiße übrigens Hedon«, fuhr der Alte nach einer kurzen Pause fort. »Jack Hedon. Das ist meine Frau Mary, und diese drei Burschen sind Frank, Paul und Malcolm, meine Söhne.« Er wies der Reihe nach auf die übrigen Mitglieder der Familie und sah Damona fragend an.

»Mein Name ist King. Damona King. Und der Bruchpilot da drüben ist Mike Hunter«, erklärte Damona lächelnd.

Hedon grinste und ging an Damona vorbei zum Flugzeugwrack.

Seine Augen weiteten sich erstaunt, als er aus allernächster Nähe sah, wie gründlich das Flugzeug zerstört worden war.

»Allerhand«, murmelte er. »Beinahe unglaublich, daß da noch einer lebend rausgekommen ist.« Er lächelte, unsicher und sah Mike nachdenklich an. »Was ist passiert?«

»Ich… weiß es nicht«, improvisierte Mike hastig. »Die Motoren fielen plötzlich aus, und dann ging der Zauber auch schon los. Keine Ahnung, was nun wirklich passiert ist. Vielleicht habe ich auch den Sturm ein wenig unterschätzt.«

Hedon legte den Kopf in den Nacken und blinzelte in den Himmel.

Die Wolkendecke hing noch immer tief und drohend über dem Wald, aber die Luft war erstaunlich ruhig.

»Hm«, machte er nachdenklich. »Vielleicht sieht es ja über den Wolken anders aus.«

Damona wollte etwas sagen, aber Mike warf ihr rechtzeitig einen warnenden Blick zu und hinderte sie daran.

Hedon bückte sich, hob ein verformtes Metallteil, dessen ursprüngliche Funktion auch mit sehr viel Phantasie nicht mehr zu erraten war, vom Boden auf und wog es unschlüssig in der Hand.

Der Traktor war inzwischen näher gekommen und mit tuckerndem Motor am Waldrand stehengeblieben. Der Fahrer stieg ab und kam mit eiligen Schritten zu ihnen gelaufen.

»Was passiert?« fragte er keuchend.

Hedon schüttelte den Kopf. »Ziemlich viel Kleinholz, aber den Passagieren ist nichts passiert.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf Mike. »Wäre trotzdem nett, wenn du Mister…«

»Hunter«, half Mike aus.

Hedon nickte. »Wenn du Mister Hunter zu Doc Smallbridge bringen würdest.«

»Gerne.« Der Neuankömmling wandte sich an Mike. »Wenn Ihnen meine Staatskarosse nobel genug ist…«

»Besser als laufen«, sagte Mike. »Aber es ist nicht nötig.«

»Und ob es nötig ist.« Damona sah Mike ernst an und deutete in gespielter Strenge auf den Traktor. »Du fährst mit. Ich werde mich hier um alles kümmern.«

Mike zuckte resignierend mit den Achseln. Wenn Damona sich einmal eine Sache wirklich in den Kopf gesetzt hatte, war es so gut wie unmöglich, sie davon wieder abzubringen.

Außerdem, überlegte er, hatte sie objektiv recht. Die Platzwunde mußte versorgt werden, und er konnte sich in der Stadt gleich darum kümmern, daß die Polizei und die Behörden verständigt wurden.

Und daß sie weiterkamen.

Nach allem, was passiert war, brannte Mike plötzlich darauf, so schnell wie möglich weiterzukommen. Die Gefahr schien keineswegs überwunden zu sein – die Mächte, die die Maschine zum Absturz gebracht hatten, würden sich kaum damit begnügen. Wahrscheinlich würde über kurz oder lang ein weiterer Angriff erfolgen.

Mike hatte keine Ahnung, aus welcher Richtung er zu erwarten war, wie er aussah und welcher Sinn überhaupt hinter dem Ganzen steckte. Aber er würde sich in der gewohnten Umgebung von King's Castle entschieden wohler fühlen. Sie waren dort nicht ganz so hilflos und ausgeliefert wie hier.

Er ging zum Flugzeug zurück, warf einen letzten, bedauernden Blick auf das zermalmte Wrack und wandte sich dann resignierend an den

Traktorfahrer. »Gehen wir.«

Damona wartete, bis Mike und sein Begleiter gegangen waren.

Dann wandte sie sich an Hedon.

»Vielleicht wäre es besser, wenn jemand die Polizei benachrichtigen würde.«

Hedon winkte ab. »Das ist schon geschehen. Clark hat sofort angerufen, als wir gesehen haben, daß die Maschine runterkam.«

»Clark?«

»Einer meiner Söhne«, erklärte Hedon. »Er ist auf der Farm geblieben.« Er räusperte sich. »Eigentlich müßten sie längst hier sein.«

»Wer?«

»Die Polizei. Aber das dauert bei uns manchmal etwas länger.« Er lächelte entschuldigend. »Vielleicht warten wir auch drüben auf sie. Meine Frau kocht Ihnen sicher gerne einen Kaffee. Ich glaube, den können Sie vertragen.«

Damona nickte dankbar. Sie hatte es plötzlich eilig, aus der Nähe der Maschine zu entkommen. Auf eine seltsame, schwer zu beschreibende Art schien dem Flugzeugwrack noch etwas von der schwarzen Magie anzuhaften, die ihr und Mike um ein Haar das Leben gekostet hätte.

»Ich habe noch Gepäck in der Maschine«, sagte sie. »Wenn wir das mitnehmen können…«

»Sicher.« Hedon fuhr herum und winkte seinen Söhnen, die neugierig die Absturzstelle umlagerten. »Malcolm, Paul, Frank – ihr geht Miß King mit dem Gepäck zur Hand.«

Damona nickte dankbar und öffnete die Klappe des Stauraumes.

Einer der Koffer war aufgeplatzt und hatte seinen Inhalt in einem wüsten Chaos ausgespien.

Damona erschrak, als sie erkannte, daß es ausgerechnet der Koffer gewesen war, in dem sie und Mike ihre magischen Waffen aufbewahrten. Als sie die Klappe ganz anhob, fiel ein silbernes Kreuz vor ihre Füße, gefolgt von einem schlanken, rasiermesserscharf geschliffenem Dolch aus getriebenem Silber.

Damona verstaute die beiden Gegenstände hastig und warf ein Kleidungsstück über die Beretta, die groß und deutlich vor dem geöffneten Koffer lag.

Natürlich hatten die Hedons das seltsame Sammelsurium gesehen; aber sie besaßen Takt genug, Damona nicht darauf anzusprechen.

Sie stopfte die herausgefallenen Sachen eilig in den Koffer zurück, drückte ihn zu und wuchtete ihn erst dann ins Freie.

Einer der drei Hedon-Jungens griff danach und stemmte ihn in die Höhe, als wäre er gewichtslos. Er mußte überraschend kräftig sein.

Sie gab den anderen Koffer und die Reisetasche an die beiden übrigen Farmersöhne weiter und verschloß überflüssigerweise die Klappe wieder.

Dann machten sie sich gemeinsam auf den Weg zur Farm.

***

Die Stimme war noch immer in ihr. Wortlos, unhörbar und doch fast übermächtig; ein tonloses Wispern und Flüstern, das ständig irgendwo unter der Oberfläche ihrer Gedanken brodelte, ein lautloses Echo zu ihnen bildete und in dem gleichermaßen übermächtige Kraft und der Keim des Untergangs lauerte.

Sie stand auf, verließ die winzige Turmkammer und ging über die steile, ausgetretene Steintreppe hinunter. Die Hauptgebäude von King's Castle lagen wie ausgestorben vor ihr. Selbst über dem Hof lastete Schweigen, eine Stille, die fast unnatürlich wirkte. Wo früher das helle Zwitschern von Vögeln war, das fröhliche Bellen der Hunde, die tausendfachen Geräusche des von Leben und Frohsinn erfüllten Schlosses, war jetzt Stille. Das Schloß war tot, mehr noch als tot, von einem dumpfen, unbeschreiblichen Gefühl des Bösen, des Lebensfeindlichen erfüllt.

Ihre Schritte waren lautlos, als sie durch die riesige Vorhalle ging.

Vor dem großen, goldgerahmten Spiegel an der Südwand blieb sie stehen.

Das silberbedampfte Glas zeigte ihr das Bild einer jungen, berückend schönen Frau: Schwarzes Haar, eine schlanke, täuschend zerbrechliche Gestalt, ein Gesicht, in dem eine schwer zu definierende Mischung von Sanftmut und Kraft zu lesen war.

Du mußt sie vernichten, wisperte die Stimme.

Jetzt! Bevor es zu spät ist. Sie ist hilflos, solange sie nichts von deiner Existenz weiß!

Sie atmete hörbar ein, schloß für einen Moment die Augen und preßte die Lippen aufeinander. Die Stimme war in ihr erwacht, als sie auf Ulthars Befehl hin die Spiegelwelt betreten hatte. Die Stimme, die sie nie wieder loswerden würde.

Sie wußte, daß es diese Stimme war, die die fehlende Komponente ihrer Persönlichkeit ausmachte. Vorher war sie nichts als eine Puppe gewesen; ein roboterhaftes Wesen aus Fleisch und Blut, das keinen eigenen Willen hatte.

Wenn du sie nicht vernichten willst, dann flieh! drängte die Stimme. Sie kann nicht ohne dich existieren, aber du ohne sie!

Ihre Finger tasteten nach der kaum sichtbaren Erhebung zwischen ihren Brüsten. Wenn man genau hinsah, hätte man den Eindruck gewinnen können, daß dicht unter ihrer Haut ein zweites, kaum faustgroßes Herz schlüge.

Das Hexenherz…

Sie hatte versucht, sich von ihm zu befreien, dem quälenden, drängenden Wispern in ihren Gedanken zu entgehen, aber der

magische Talisman war mit ihrem Körper verwachsen.

Sie öffnete mit einem Ruck die Augen und versuchte, das Chaos in ihren Gedanken zu ordnen.

Die Stimme hatte recht, zum Teil wenigstens.

Sie mußte Damona King schwächen, solange sie nichts von ihrer Existenz wußte.

Mit entschlossenen Bewegungen ging sie in die Turmkammer zurück und konzentrierte sich auf die Glaskugel.

Die Hexe holte zu ihrem nächsten Schlag aus…

***

Die Farm der Hedons lag eine knappe Meile von dem Waldstück entfernt, in dem sie abgestürzt waren. Als Damona hinter Jack Hedon durch das schmale, mit Efeu und wilden Rosen überwucherte Tor ging, näherte sich von Norden her das helle Klingeln einer Polizeisirene.

Hedon verzog spöttisch das Gesicht. »Unsere gute Polizei«, sagte er. »Sie kommt mal wieder, wenn alles zu spät ist.«

Damona sah den Farmer fragend an, sagte aber nichts. Sie wurde aus Hedon nicht so recht schlau. Der Mann gab sich wie ein ganz normaler, nicht sonderlich gebildeter Farmer, aber seine ganze Erscheinung sprach dagegen. Hedon war alles andere als dumm oder ungebildet – in einem maßgeschneiderten Smoking hätte er sich auf jeder Party der sogenannten besseren Kreise bewegen können, ohne aufzufallen.

»Kommen Sie, Miß King.« Mary Hedon berührte sie sanft am Arm und führte sie ins Haus. »Wir können genausogut hier drinnen auf die Polizei warten.«

Das Haus erwies sich als überraschend hell und sauber. Die moderne, funktionale Küche stand im krassen Gegensatz zu dem verfallenen Äußeren des Fachwerkgebäudes, und die übrige Einrichtung schien, soweit Damona mit ein paar flüchtigen Blicken erkennen konnte, ebensowenig auf einen kleinen, abseits gelegenen Bauernhof zu passen.

Sie ließ sich den Weg ins Bad zeigen, verschloß die Tür sorgfältig hinter sich und zog Jacke und Bluse aus. Das eisige Wasser tat gut, als sie sich Blut und Schmutz aus dem Gesicht wusch.

Plötzlich spürte sie, wie erschöpft sie war. Ihre Hände begannen zu zittern. Ihre Knie wurden weich, und sie mußte sich am Waschbecken festhalten, um nicht vornüber zu stürzen. Ihr Blick fiel in den übergroßen Kristallspiegel über dem Becken.

Das Gesicht darin erschien ihr mit einem Mal fremd und furchteinflößend. Ihr Haar wirkte stumpf und glanzlos. Die Haut schimmerte wächsern und grau, und ihre Lippen waren spröde und

aufgerissen.

Für einen winzigen Moment schienen die Umrisse ihres Spiegelbildes zu verschwimmen, und sie hatte den Eindruck, in das Gesicht einer anderen zu blicken, einer Frau, die ihr gleichermaßen ähnlich und doch vollkommen fremd war.

Sie trat zurück, schüttelte ärgerlich den Kopf und betrachtete ihr Spiegelbild eingehender. Zwischen ihren Brüsten war ein kleiner, roter Fleck. Wahrscheinlich nichts weiter als eine harmlose Prellung, die sie sich beim Absturz zugezogen hatte. Aber noch während sie hinsah, veränderte sich der Fleck, wuchs zu einer sichtbaren Erhebung heran und begann zu pulsieren.

Damona erschrak. Für einen Augenblick glaubte sie eine unendlich fremde und bedrohliche Berührung zu spüren, ein eisiger Hauch, der über die Grenzen einer anderen, fremden Welt zu ihr herüberzusehen schien. Dann verschwand das Phänomen.

Die Frau im Spiegel war wieder sie selbst.

Unsinn, versuchte sie sich einzureden. *Ich bin erschöpft und überempfindlich, das ist alles.* Die Ereignisse in New York hatten ihre Kräfte über Gebühr strapaziert, und der Flugzeugabsturz hatte ihr gewissermaßen den Rest gegeben.

Es war nur zu natürlich, daß sie nach allem, was sie mit Ulthars Spiegeln erlebt hatte, übernervös reagierte. Vielleicht wäre es das Klügste, in den nächsten Tagen und Wochen so wenig wie möglich in einen Spiegel zu sehen.

Sie trocknete sich ab, zog sich hastig an und verließ das Bad. Als sie über den Flur ging, hörte sie Jack Hedon leise mit jemandem reden. Der Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee zog durch das Haus.

Hedon sah auf, als Damona die Küche betrat. Er saß zusammen mit einem älteren, untersetzten Mann in der schwarzen Uniform eines Landpolizisten am Küchentisch, spielte gedankenverloren mit seiner Kaffeetasse und rauchte eine Zigarette.

»Nehmen Sie Platz, Miß King.«

Damona gehorchte. Hedon schob ihr eine Tasse Kaffee herüber und bot ihr eine Zigarette an. Sie lehnte kopfschüttelnd ab.

»Mister Klugman, unser Dorfsheriff«, erklärte Hedon mit einem flüchtigen Lächeln. »Und das«, er deutete auf Damona, »ist Miß King.«

Klugman sah Damona einen Augenblick lang versonnen an. »Sie sind die Pilotin der abgestürzten Maschine?« fragte er dann.

Damona schüttelte den Kopf. »Die Cessna hat mir gehört, wenn Sie das meinen. Aber ich bin nicht selbst geflogen.«

Klugman nickte. »Ich weiß. Jack hat mir schon alles erzählt – soweit er über die Tatsachen Bescheid wußte, natürlich.« Er nippte an seinem Kaffee, griff in seine Uniform und förderte einen Schreibblock und einen kaum fünf Zentimeter langen Bleistiftstummel zutage.

»Ich kann mir vorstellen, daß Ihnen jetzt nicht danach ist, lästige Fragen zu beantworten«, sagte er bedauernd. »Aber es muß sein. Ich werde mich bemühen, es so kurz wie möglich zu machen. Aber ich muß zumindest Ihre Personalien aufnehmen.«

»Das macht nichts«, entgegnete Damona. »Im Gegenteil – ich bin ganz froh, ein wenig Ablenkung zu haben. Der Schreck sitzt mir immer noch in den Knochen.«

Klugman lächelte verständnisvoll und befeuchtete die Spitze seines Bleistiftes mit der Zunge.

»Ihr Name war King…?«

»Damona King«, nickte Damona.

Klugman kritzelte etwas, stockte und sah dann auf.

»Damona King?« fragte er. »Haben Sie irgend etwas mit dem King-Konzern zu tun?«

»Er gehört mir«, sagte Damona ungerührt.

Klugman schwieg eine ganze Weile. Seine Stimme klang um mehrere Tonlagen freundlicher, als er weitersprach.

»Jack sagte irgend etwas von einem Sturm, in den sie geraten sind?«

Damona antwortete nicht sofort. Der Zweifel in Klugmans Stimme war unüberhörbar.

»Sie müssen mich verstehen«, sagte Klugman hastig, als er ihr Zögern bemerkte. »Es ist nicht gerade an der Tagesordnung, daß ein Flugzeug abstürzt. Und bei jemanden wie Ihnen…«

»Ja?«

»Nun«, Klugman rang verzweifelt nach Worten. »Sehen Sie, Miß King, Prominente wie Sie haben gewöhnlich Feinde, und…«

Damona lächelte gegen ihren Willen, als Klugman abbrach.

Wahrscheinlich beschränkten sich die Fälle, die er normalerweise zu untersuchen hatte, auf das Einfangen entlaufener Katzen, und jetzt, als wirklich einmal etwas Aufregendes passierte, ging seine Phantasie mit ihm durch.

Dabei hatte er nicht einmal so unrecht – wenn auch auf eine ganz andere Art, als er dachte.

Damona schüttelte den Kopf. »Es war ein Unfall, Mister Klugman, das ist ganz sicher. Ich wüßte niemanden, der mir nach dem Leben trachtet. Außerdem gäbe es einfachere Methoden.«

Klugman räusperte sich, während Hedon unverschämt grinste.

»Wir müssen das Flugzeugwrack trotzdem vorerst beschlagnahmen«, sagte er unsicher. »Es gibt gewisse Vorschriften, die…«

Damona nickte. »Weiterfliegen können wir sowieso nicht«, erklärte sie.

Klugman lachte gezwungen. Offensichtlich wurde ihm die Situation mit jeder Sekunde peinlicher.

»Mister… äh … Hunter ist derzeit beim Arzt«, sagte er lahm. »Ich

hoffe, er wird wiederkommen, wenn … wenn …«
Damona sah den Polizisten kühl an. »Besteht irgendein Grund für uns, länger als unbedingt nötig hierzubleiben?« fragte sie.
Klugman schüttelte irritiert den Kopf. »Eigentlich nicht. Sie… wollen natürlich weiter. Dringende Geschäfte, nehme ich an.«
»Das stimmt. Es wird sicher ein paar Tage dauern, ehe die Untersuchung abgeschlossen ist. Ich hoffe, wir müssen nicht solange hierbleiben.«
»Das nicht. Sie sollten sich natürlich zu unserer Verfügung halten – aber ich denke, Sie können Weiterreisen, wenn Sie müssen.«
»Das ist gut«, sagte Damona. »Vielleicht können Sie mir ein Hotel hier im Ort empfehlen. Wir brechen dann morgen früh auf.«
»Sie können hier schlafen«, sagte Hedon.
Damona nickte dankbar. »Ich möchte mich nicht aufdrängen…«
Hedon machte eine wegwerfende Handbewegung. »Sie drängen sich nicht auf. Wir haben genug Platz. Außerdem gibt es im Ort kein anständiges Hotel. Und hier passiert so wenig, daß wir uns über jeden Besuch freuen.«
Damona blieb unschlüssig. »Wenn es Ihnen wirklich nichts ausmacht…«
»Das macht es nicht. Malcolm kann Sie morgen in aller Frühe zum Bahnhof bringen. Oder wir bestellen Ihnen ein Taxi – wie Sie wollen.« Er stand auf, ging zur Tür und rief nach seiner Frau.
»Mary wird Ihre Zimmer vorbereiten«, sagte er, als wäre es bereits beschlossene Sache, daß Mike und Damona hierblieben.
»Eigentlich«, sagte Damona, wurde aber sofort wieder unterbrochen.
»Nichts eigentlich«, sagte Hedon rüde. »Überschätzen Sie Ihre Kräfte nicht, Miß King. Und Sie müssen einen Pakt mit sämtlichen guten Geistern des Himmels haben, daß Ihnen nichts passiert ist. Sie brauchen Ruhe. Vielleicht spüren Sie jetzt noch nichts – der Schock sitzt noch zu tief. Aber in ein paar Stunden werden Sie froh sein, sich in ein weiches Bett legen zu können.«
Damona sah den angeblichen Farmer scharf an. Hedons Stimme hatte irgendwie seltsam geklungen, so, als wüßte er ganz genau, wovon er sprach, als er den Pakt mit sämtlichen guten Geistern erwähnte. Das war mehr als eine hingeworfene Floskel.
Viel mehr.
Sie nickte ergeben, senkte den Blick und nippte an ihrem Kaffee.
Plötzlich spürte sie erneut, wie müde sie war. Eine wohltuende, sanfte Lähmung schien sich von innen heraus in ihrem Körper auszubreiten. Klugman stand geräuschvoll auf.
»Ich werde hinüberfahren und mir die Absturzstelle ansehen«, erklärte er, während er seinen Schreibblock umständlich verstaute.
»Danach muß ich mit meinen Vorgesetzten telefonieren. Ich denke,

wir sehen uns heute abend noch einmal. Ich muß noch ein paar Worte mit Mister Hunter wechseln.«

Er nickte Hedon zum Abschied zu und verließ die Küche. Wenige Augenblicke später hörte Damona, wie sein Wagen angelassen wurde.

Sie leerte ihre Kaffeetasse und stand schwankend auf. Der Raum schien sich vor ihren Augen zu drehen. Sie stöhnte, preßte die Handflächen gegen die Schläfen und machte einen unsicheren Schritt.

»Fühlen Sie sich nicht wohl?« fragte Hedon. Seine Stimme klang seltsam verzerrt.

Damona versuchte zu antworten, aber es ging nicht. Ihre Stimme schien ihrem Willen nicht mehr zu gehorchen.

Die Dimensionen des Raumes schienen plötzlich nicht mehr zu stimmen. Die Wände wichen auseinander, und da, wo gerade noch der Küchentisch gewesen war, befand sich plötzlich ein riesiges, wirbelndes Nichts, ein schwarzer Strudel aus Vergessen und Schlaf.

»Kommen Sie, ich bringe Sie auf Ihr Zimmer«, sagte eine gleichermaßen vertraute wie fremde Stimme.

Jemand berührte sie sanft an der Schulter. Sie sah auf, machte eine instinktive Abwehrbewegung und wäre gestürzt, wenn nicht plötzlich starke Hände nach ihr gegriffen und sie aufgefangen hätten.

»Sehen Sie, Miß King, das habe ich gemeint«, sagte Hedon. Er griff sanft unter ihre Schultern und führte sie wie ein krankes Kind vor sich her.

Irgendwo tief in ihr begann eine warnende Stimme zu schreien, aber sie fühlte sich zu schwach, um darauf zu hören. Sie taumelte durch den Flur, fiel mehr die Treppe herauf, als sie ging, und wankte schließlich willenlos auf das breite, weißbezogene Bett zu, zu dem Hedon sie führte.

»Ruhen Sie sich eine Stunde aus, dann geht es Ihnen besser«, sagte Hedon. Seine Stimme schien einen bösen, gehässigen Unterton zu haben.

Damona sank seufzend auf das Bett nieder. Hedon griff nach ihren Füßen, zog ihr wie ein fürsorglicher Vater die Schuhe aus und breitete ein dünnes, weißes Laken über ihr aus. Damona war zu schwach, um sich zu wehren.

Das Geräusch, mit dem er die Tür hinter sich zuzog, schien wie ein Donnerschlag durch den winzigen Raum zu hallen.

Sie war allein.

Allein?

Nein – sie war nicht allein.

Irgend etwas war im Raum. Unsichtbar, ungreifbar, lautlos, aber da. Es war, als wären die Schatten in Ecken und Winkeln plötzlich von lauerndem, bösem Leben erfüllt.

Damona zwang sich, die Augen zu öffnen und die niedrige Decke

anzusehen. Die Maserung der gehobelten Deckenplatten bildete plötzlich ein verwirrendes, hypnotisches Muster, sinnverdrehende Zeichen und Linien, die ihren Blick zwangen, ihnen zu folgen.

Und dann war plötzlich die Stimme da.

Ganz leise und kaum wahrnehmbar zuerst, aber von hypnotischer Kraft. Eine Stimme, die Worte und Begriffe flüsterte, die lockte, rief und drängte. Eine seltsam vertraute Stimme, deren Klang irgend etwas in ihr zum Schwingen brachte, alte, mühsam unterdrückte Erinnerungen wachrief und sie gleichermaßen mit Freude und Trauer erfüllte. Die Stimme flüsterte ihren Namen, wieder und immer wieder, erfüllte den Raum mit einem wesenlosen Wispern und Raunen und sponn langsam ein Netz aus Verlockung und Vertrauen, in dem ihr Geist gefangen war.

Die Stimme ihrer Mutter…

Der schwache Rest von eigenem Willen, der Damona noch geblieben war, wehrte sich gegen diese Vorstellung. Vanessa King war schon lange tot. Ihr Geist war irgendwo im Nichts zwischen den Dimensionen verschollen. Und doch erkannte sie die Stimme.

Eine hochgewachsene, schlanke Gestalt schien sich in den treibenden Schatten vor ihren Augen zu materialisieren. Die Gestalt einer dunkelhaarigen Frau, deren Augen voller Milde auf sie heruntersahen.

Vanessa King!

Damona warf sich unruhig hin und her, während die schattenhafte Gestalt ihrer Mutter die Hand ausstreckte und auf sie zutrat.

»Damona, mein Liebling…«

Damona stöhnte. Allmählich wurde das Schwindelgefühl in ihr von einem dumpfen, pulsierenden Schmerz abgelöst, der stärker zu werden schien, je näher ihre Mutter kam.

»Damona, mein Kleines. Komm! Komm mit mir! Ich bringe dich in Sicherheit!«

Damona begann zu wimmern. Plötzlich war alles anders. Sie fühlte sich um Jahre zurückversetzt, wurde wieder zu dem kleinen, hilflosen Mädchen, dem seine Mutter Trost zusprach, wenn es schlecht geträumt hatte. Sie warf sich herum, krümmte sich zusammen und begann zu wimmern, dann zu weinen.

»Damona! Hab keine Angst. Deine Mutter ist bei dir. Komm mit mir. Folge mir. Ich bringe dich fort von diesem gefährlichen, häßlichen Ort!«

Vanessa King lächelte sanft und gütig. Sie beugte sich über sie, streckte die Hände aus und machte eine auffordernde Geste.

Damona gehorchte. Sie schlug die Decke zurück, schwang die Beine auf den Boden und stand schwankend auf.

»Komm, Damona«, sagte Vanessa. Obwohl sie leise sprach, hatten ihre Worte einen hypnotischen Zwang. Sie drehte sich herum, lächelte

auffordernd und ging langsam zur gegenüberliegenden Wand des Zimmers. Dort, wo vorher noch solider Stein gewesen war, war plötzlich eine schmale, hohe Tür entstanden.

Damona stöhnte. Sie wollte nicht durch diese Tür gehen. Instinktiv spürte sie, daß hinter dieser Tür das Grauen lauerte. Aber ihre Beine bewegten sich ohne ihr Zutun.

»Komm, Damona. Komm mit mir.«

Sie ging weiter. Das Zimmer wurde unwirklich, unwichtig. Es gab nur noch diese Tür und die Gestalt ihrer Mutter, ihre sanfte, lockende Stimme, der beruhigende Klang ihrer Worte.

Komm mit mir… mit mir … mit mir …

Sie berührte die Tür, ließ die Fingerspitzen sanft über das rissige Holz gleiten und tastete nach der Klinke.

Und dann, von einer Sekunde auf die andere, erkannte sie die Wahrheit.

Es war eine Falle!

Der hypnotische Schleier, der sich um ihr Bewußtstein gelegt hatte, zerriß, und plötzlich sah sie ihre Umgebung so, wie sie wirklich war: Ein kleiner, schäbiger Raum mit einem altersschwachen Bett, schmuddeligen Wänden und Spinnweben in den Ecken. Die Tür, vor der sie stand, wurde zu einem Spiegel, aus dem ihr ihr eigenes Gesicht entgegenstarrte.

Ihr Gesicht…?

Es war das Gesicht einer Fremden! Einer Frau, die ihr bis aufs Haar glich, die ihr so ähnlich war wie ein eineiiger Zwilling dem anderen, und die doch vollkommen anders war. Die Augen blickten hart und mitleidslos, Augen, für die Begriffe wie Güte, Liebe und Menschlichkeit nicht existierten und die einen harten und rücksichtslosen Geist widerspiegelten.

Damona wich aufstöhnend von dem Spiegel zurück.

Aber ihr Spiegelbild wiederholte die Bewegung nicht!

Damona schrie.

Sie versuchte, den Blick abzuwenden, aber es ging nicht. Sie war im Blick dieser dunklen Doppelgängerin gefangen, eingesponnen in das hypnotische Glimmen dieser schwarzen, grundlosen Augen. Sie taumelte zurück, stolperte und fiel schwer zu Boden.

Der Schmerz zerriß den Bann. Damona schlug die Hände vors Gesicht, wälzte sich herum und schloß die Augen.

Dann verlor sie das Bewußtsein.

Sie sah nicht mehr, wie das Bild ihrer Doppelgängerin verblaßte.

Als Jack Hedon, der von ihren Schreien angelockt worden war, in das Zimmer stürzte, war von der unheimlichen Erscheinung nichts mehr zu sehen.

***

Die Spannung hing noch im Raum. Sie erfüllte die Luft mit knisternder Elektrizität und lastete wie ein durchdringender Geruch in Haar und Kleidung der Hexe.

Ihre Finger waren steif und gefühllos, als sie die Glaskugel losließ.

Die Bilder darin waren verschwunden, und das Treiben und Wogen des Nebels wirkte matt und kraftlos, als hätte sich die Kugel erschöpft. Selbst das unablässige Wispern des Hexenherzens war zu einem dünnen, schwachen Flüstern herabgesunken.

Die Hexe stand auf. Ihre Knie zitterten, und auf ihrem Gesicht waren Spuren der unmenschlichen Anstrengung zu lesen.

Zu weit, wisperte die Stimme. Sie ist zu weit entfernt. Du verbrauchst deine Kraft unnütz. Warte, bis sie hier ist. Oder flieh!

Ihre Finger verkrampften sich über der Erhöhung zwischen ihren Brüsten.

Diese Stimme! Diese quälende, flüsternde Stimme!

Du mußt fliehen! wisperte sie. Oder sie töten! Du kannst sie nicht unterwerfen! Niemand kann das. Du kannst sie so wenig unterwerfen, wie sie dich unterwerfen könnte. Keiner von euch kann den anderen besiegen. Ihr seid gleich stark. Ihr seid eins!

Sie wußte, daß die Stimme recht hatte. Es wäre das Klügste, von hier zu fliehen, einfach wegzugehen und zu warten, daß die Dinge ihren natürlichen Lauf nahmen.

Aber da war etwas in ihr, das sie daran hinderte. Sie kannte Damona zu gut, um sie am Leben zu lassen. Früher oder später würde sie sich auf ihre Spur setzen.

Nein – das Risiko war zu groß. Damona King mußte sterben.

Aber noch nicht. Später.

Später.

Sie drehte sich herum, starrte eine Zeitlang die geschlossene Tür an und ging dann zögernd zu dem schmalen Fenster hinüber, das die Südwand durchbrach. Die bunte Bleiverglasung filterte das Sonnenlicht zu einem matten, farblich getönten Schimmer, der dem Raum etwas Unwirkliches gab.

Sie tastete nach dem Griff und schwang den Fensterflügel weit nach innen. Frische, sauerstoffhaltige Luft und der Geruch von frischem Heu und wild wachsenden Blumen strömten herein.

Die Hexe trat dicht ans Fenster heran, beugte sich hinaus und sah nachdenklich auf den Innenhof von King's Castle herunter. Selbst jetzt, im hellen Sonnenlicht, war die Veränderung unübersehbar. Es war, als hätte die Nacht hier ein kleines Stückchen Boden erobert, einen winzigen Bereich der Finsternis und Schatten, aus dem das Tageslicht auf immer verbannt war.

King's Castle. Eine Falle.

Eine Falle, die geduldig auf ihr ahnungsloses Opfer wartete.

***

»Wie fühlst du dich?«

Zuerst wußte Damona nicht, wo sie die Stimme einordnen sollte.

Sie lag auf dem Rücken auf einer harten, kalten Unterlage. Rotgefärbtes Licht drang durch ihre geschlossenen Lider, und die Berührung an ihrer Schulter war zwar sanft, aber auch stark.

Sie öffnete die Augen und versuchte sich aufzusetzen, wurde aber sofort mit sanfter Gewalt zurückgeschoben.

»Du bleibst schön liegen«, sagte Mike. Er verbarg seine Sorge hinter einem ungeschickt geschauspielerten Lächeln, sog an seiner Zigarette und setzte sich ächzend auf die Bettkante.

»Schön, daß du wieder wach bist.«

»Was… ist passiert?« fragte Damona verwirrt.

Mike zuckte die Achseln. »Ich dachte, du würdest mir das sagen«, antwortete er. »Mister Hedon hat dich auf dem Fußboden gefunden. Bewußtlos. Er sagt, er hätte dich schreien gehört.« Das Lächeln war plötzlich wie fortgewischt, und zwischen seinen Brauen entstand feine steile Falte. »Was ist passiert?«

Damona sah sich ängstlich im Zimmer um. Die Tür stand einen Spaltbreit offen, und aus dem Erdgeschoß drangen die undeutlichen Stimmen der Hedons herauf.

»Wir sind allein«, beruhigte sie Mike. »Du kannst reden.«

Damona setzte sich jetzt doch auf. Die Bewegung verlangte unerhört viel Kraft von ihr. »Ich weiß es selbst nicht«, gestand sie nach kurzem Überlegen. »Ich glaube, es war eine Art… Alptraum.«

Mikes Gesicht spiegelte Zweifel. »Ein Traum? Das wäre das erste Mal, daß du dich von einem normalen Alptraum aus der Fassung bringen läßt.«

»Wer sagt, daß er normal war?« gab Damona zurück. »Ich sagte schon, ich weiß nicht, was es war. Für einen Augenblick glaubte ich, meine… meine Mutter zu sehen.« Sie schüttelte hastig den Kopf und lächelte verwirrt, als sie Mikes Gesicht sah. »Ich weiß, was du sagen willst. Ich glaube ja selbst, daß es nur ein Traum war, oder … oder …«

»Eine Botschaft?« half Mike aus. »Es wäre nicht das erste Mal, daß sich deine Mutter aus dem Jenseits meldet.«

»Diesmal war es anders«, widersprach Damona. »Ich… ich hatte das Gefühl, daß sie mich in … in eine Falle locken wollte«, stieß sie hastig hervor.

»Eine Falle? Aber wer…« Mike brach ab und starrte einen Augenblick lang nachdenklich zu Boden.

»Vielleicht hast du recht.«

»Es war sicher nur ein Traum.«

Mike schüttelte den Kopf. »Das, was wir da oben erlebt haben, war alles andere als ein Traum, Damona«, sagte er ernst. »Jemand hat

versucht, uns umzubringen. Vielleicht auch nur dich. Ich bin fast sicher, daß du nicht geträumt hast.«

»Aber das ist doch Unsinn«, widersprach Damona. »Wenn dieser sonderbare Sturm ein Mordanschlag gewesen wäre, dann wären wir jetzt tot. Oder kannst du zufällig fliegen? Ohne Flugzeug, meine ich.«

Mike lächelte. »Natürlich nicht. Und du auch nicht – jedenfalls nicht ohne Besenstiel.«

»Haha«, machte Damona humorlos. »Sehr witzig.«

»Es war nicht witzig gemeint. Du scheinst in letzter Zeit zu vergessen, daß du trotz allem noch eine Hexe bist. Jemand hat jetzt zweimal auf magischem Wege versucht, dich zu töten – oder wenigstens in eine Falle zu locken. Es wird Zeit, daß du es ihm auf gleiche Weise heimzahlst.«

»Daran habe ich auch schon gedacht. Aber ich müßte wenigstens wissen, gegen wen ich kämpfen soll.«

»Du könntest versuchen, es herauszubekommen.«

Damona schüttelte den Kopf. »Nicht hier. Ich möchte so schnell wie möglich zurück nach King's Castle.«

Mike lachte leise. »Du wirst in deinem Zustand nirgendwo hinfahren. Ganz davon abgesehen, daß wir um diese Zeit sicher keinen Wagen mehr bekommen.«

»Um diese Zeit?«

»Es ist fast elf«, erwiderte Mike. »Du warst über fünf Stunden bewußtlos. Du gehst nirgendwohin, ehe der Arzt nicht hier war.« Er grinste. »Eine der seltenen Gelegenheiten, dir mal etwas mit gleicher Münze zurückzuzahlen.«

Damona setzte sich trotzig auf. Sie fühlte sich immer noch zum Umfallen müde, aber es war keine rein körperliche Müdigkeit mehr.

Es war etwas, das tiefer ging. Eine Erschöpfung, die ihre Wurzeln irgendwo in ihrer Seele hatte, als gäbe es da etwas, das ihren Lebenswillen angriff.

»Du fühlst dich großartig nicht?« spöttelte Mike. »Man sieht es dir an. Du siehst aus wie das blühende Leben.«

»Hör auf«, sagte Damona ärgerlich. »Ich kann mir vorstellen, wie ich aussehe. Aber das hat nichts mit dem Unfall zu tun. Ich… ich fühle mich schon seit unserer Rückkehr aus den Staaten nicht wohl.«

Sie lachte leise. »Vielleicht vertrage ich das englische Klima nicht mehr.«

Mike ging nicht auf den Scherz ein. Er stand auf, drückte seine Zigarette umständlich im Aschenbecher aus und ging dann zur Tür, um sie zu schließen.

»Ich wollte es eigentlich später tun«, sagte er dann. »Aber früher oder später muß ich dich sowieso fragen – und wenn du schon selbst damit anfängst… Du bist nicht erst seit unserer Rückkehr aus New York so

seltsam. Du hast dich verändert, seit du auf der Spiegelwelt warst.«

»Natürlich«, sagte Damona gereizt. »Ich habe grüne Ohren bekommen und schiele. Außerdem habe ich jetzt drei Herzen.«

Mike schien die Worte gar nicht gehört zu haben. »Was ist dort passiert?« fragte er leise und eindringlich. »Du bist plötzlich wie ausgewechselt. Du bist reizbar, übellaunig, depressiv… Eigenschaften, die ich überhaupt nicht an dir kenne.«

Damona antwortete nicht sofort. Mike drückte eigentlich nur mit einfachen, klaren Worten das aus, was sie selbst schon die ganze Zeit über gefühlt hatte. Irgend etwas war mit ihr passiert – oder passierte noch. Zu Anfang hatte sie diese Veränderung auf die Erschöpfung geschoben, auf den Umstand, daß nicht nur ihr Körper, sondern auch ihr Geist eine Erholungspause dringend nötig hatte. Aber eigentlich hatte sie gewußt, daß dies nichts als eine Ausrede war. Es wurde nicht besser, sondern schlimmer.

»Du hast vollkommen recht«, sagte sie leise, ohne Mike anzusehen. »Wenn es noch ein paar Tage lang so weitergeht, dann bin ich vielleicht nicht einmal mehr in der Lage, allein zu essen.«

Mike lachte leise. »Du übertreibst. Aber du hast meine Frage nicht beantwortet.«

»Ich weiß. Ich… ich kann sie nicht beantworten, weil ich die Antwort selbst nicht weiß. Ich habe dir alles erzählt, was ich erlebt habe, aber …« Sie brach ab und suchte nach Worten. »Es gibt Dinge, die kann man nicht mit Worten schildern«, sagte sie schließlich.

Eine Zeitlang sagte keiner von ihnen ein Wort. Schließlich nickte Mike verständnisvoll.

»Das Beste wird sein, du schläfst dich erst einmal aus. Morgen früh reden wir dann über alles.«

»Mike, ich will nicht hierbleiben.«

»Sei nicht albern, Liebes.« Mike drehte sich herum, ging zur Tür und verließ den Raum. Sie hörte seine Schritte auf der Treppe.

Plötzlich hatte sie Angst.

***

Die Beleuchtung war bis auf den matten, rotgelben Schimmer einer einzelnen Kerze erloschen. Leise, fremdartige Musik erfüllte den Raum; Klänge, die von schrillem Diskant bis zu einem tiefen, beunruhigenden Hämmern reichten und von untergegangenen Kulturen und finsteren Riten kündeten, und durch die geschlossenen Fenster schien die Nacht mit ihren Schatten und Ängsten hereinzusickern.

Der Raum hatte kaum noch etwas mit dem hellen, freundlichen Wohnzimmer gemein, das Mike und Damona am Nachmittag kennengelernt hatten. Die Wände waren mit schwarzem Samt

verhängt, in dessen Falten fremdartiges Leben zu pulsieren schien, und auf dem Fußboden war mit schwarzer Kreide ein kompliziertes Muster aus kabbalistischen Zeichen und einfachen, einprägsamen Symbolen entstanden. Die Zeichnung hatte die Form eines großen, sechseckigen Sternes.

»Kniet nieder«, sagte Jack Hedon. Für einen Moment übertönte das Rascheln von Kleidung das leise Geräusch der Musik, als die fünf anderen seinem Befehl gehorchten. Auch der Farmer hatte sich verändert. Er trug jetzt ein langes, lose fallendes Gewand aus schwarzer Seide, auf dessen Rücken ein verkleinertes Abbild des Sternes eingestickt war, in dessen Spitzen er und die übrigen Mitglieder seiner Familie knieten.

»Hört ihr die Stimme?« fragte Hedon. Die Worte klangen seltsam hohl und unirdisch in den Raum mit den samtverhangenen Wänden.

»Wir hören die Worte, Herr«, wiederholten die anderen im Chor.

Ihre Gesichter waren starr nach unten gerichtet. Keiner von ihnen wagte es in diesem Moment, Hedon anzusehen.

In den Augen des Farmers begann ein fanatisches Feuer zu glühen.

»So hört die Worte von Asmodis, eurem Herrn, dem ihr Gehorsam über den Tod hinaus geschworen habt und dessen Stimme ihr durch meinen Mund vernehmt!«

»Wir hören dich, o Herr.«

Hedon schwieg für einen Augenblick. Sekundenlang war es so still im Raum, daß er das Schlagen seines eigenen Herzens zu hören glaubte.

Als er weitersprach, erzitterte der Raum unter dem Klang seiner Stimme.

»Ich bin Asmodis, euer Herr!«

»Du bist Asmodis, unser Herr!« murmelten die anderen.

»Ihr erkennt meine Macht über euch an. Meine Macht über Leben und Tod, Körper und Geist, Leib und Seele?«

»Wir erkennen sie an.«

Ein unmerkliches, triumphierendes Lächeln huschte über Hedons Züge. »Der große Tag ist gekommen, meine Kinder. Der Tag, auf den ihr lange und geduldig gewartet habt. Hört die Aufgabe, die ich euch stelle. Erfüllt sie, und Macht und Reichtum werden euer Lohn sein.«

»Wir hören. Wir hören und gehorchen, Herr.«

Hedon zögerte unwillkürlich. Er war sich der Gefahr, der er sich aussetzte, durchaus bewußt. Die Stimme, die aus ihm sprach, war nicht die des Höllenfürsten. Hedon hatte vor langer Zeit versucht, mit den Mächten der Finsternis in Kontakt zu treten, aber seinen Bemühungen war stets der Erfolg verwehrt geblieben. Aber Jack Hedon war schon immer ein hartnäckiger Mann gewesen. Geduldig hatte er damit begonnen, seine Familie in sein schwarzes Netz einzuspinnen. Er hatte seine Frau und die damals noch kleinen Kinder

in die Anfänge des Okkultismus eingeweiht, hatte begonnen, schwarze Messen zu lesen und so etwas wie eine private Götzensekte aufzuziehen. So lange, bis ihm sowohl seine Frau als auch seine vier Söhne vollkommen hörig waren. *Sie* glaubten daran, daß Asmodis aus seinem Mund sprach, wenn er seine schwarzen Messen las, für *sie* war er in diesen Augenblicken nicht mehr Mann und Vater, sondern der Leibhaftige selbst.

Und Hedon war fest davon überzeugt, daß es ihm eines Tages gelingen würde, die Aufmerksamkeit Asmodis' auf sich zu ziehen.

Und die Chance dazu bot sich ihm – jetzt.

Er spürte, daß sein Schweigen schon fast zu lange gedauert hatte.

Hastig ließ er den Blick über die zusammengekauerten Gestalten der anderen gleiten, aber er konnte kein Zeichen von Ungeduld erkennen. Keiner von ihnen würde es wagen, auch nur den Anschein von Ungehorsam zu erwecken. Sie alle wußten, wie brutal die Strafen waren, die er verhängte.

»Ihr beherbergt einen meiner größten Feinde«, fuhr Hedon fort.

»Damona King – die Hexe. Tötet sie, und ich werde euch dafür belohnen.«

Hedon spürte, wie ein unmerkliches Aufstöhnen durch den Raum lief. Was er verlangte, war Mord. Kaltblütiger, heimtückischer Mord. Aber sie würden gehorchen. Und Hedon wußte, daß Asmodis ihn reich belohnen würde, wenn er dazu beitrug, daß Damona King endlich unschädlich gemacht wurde.

Er stand langsam auf. Sein Gewand raschelte leise, und im flackernden Licht der Kerze sah sein Gesicht aus, als wäre es mit Blut übergossen.

Mit langsamen, gemessenen Schritten ging er zu einem kleinen Schrank hinüber, auf dem das gleiche Symbol wie auf dem Boden und dem Rückenteil seines Hemdes prangte. Er öffnete eine Schublade, nahm einen schmalen, mit Samt ausgeschlagenen Kasten heraus und legte ihn im Zentrum des Kreidezeichens nieder.

»Nehmt die verfluchten Waffen«, sagte er hohl. »Nehmt sie und tötet die Hexe!«

Er trat zurück, richtete sich hoch auf und wartete schweigend, bis jeder der fünf einen schmalen, silbernen Dolch mit gewellter Klinge an sich genommen hatte. Hedon spürte einen fast unüberwindlichen Widerwillen, als er die schmalen Waffen in den Händen seiner Frau und seiner Söhne sah.

Silber – das einzige Material, mit dem man Geister und Dämonen wirklich verletzen konnte. Seine Veränderung zum Bösen hin, überlegte er, mußte schon weiter fortgeschritten sein, als er bisher geglaubt hatte. Ihm selbst wäre es unmöglich gewesen, die Waffen anzurühren. Selbst ihr Anblick bereitete ihm Übelkeit.

»Seid ihr bereit?«
»Wir sind bereit.«
Hedon spürte, wie die Stimme seiner Frau schwankte. Er trat vor, legte die Hand unter ihr Kinn und zwang sie, ihm in die Augen zu sehen.
»Ich spüre den Keim des Zweifels in dir, Mary«, sagte er drohend.
»Du weißt, welche Strafe auf Ungehorsam steht. Ich belohne die, die mir dienen, reich. Aber ich weiß genauso reich zu bestrafen. Du wirst gehorchen?«
»Ich werde gehorchen«, antwortete Mary mit zitternder Stimme.
Hedon nickte zufrieden.
»Dann geht! Tut es jetzt, und tut es schnell!«
Zögernd setzten sich die fünf Gestalten in Bewegung und verließen den Raum.

***

Damona King warf sich unruhig hin und her. Sie schlief, aber es war ein unruhiger, quälender Schlaf, von Alpträumen und dunklen Visionen heimgesucht, ein Schlaf, aus dem sie erschöpfter erwachen würde, als sie eingeschlafen war.
Mike Hunter drückte nachdenklich seine Zigarette aus und suchte im Dunkeln nach einer neuen. Der Aschenbecher auf dem kleinen Beistelltisch quoll über, und die Luft war trotz der geöffneten Fenster stickig und verqualmt.
Er hatte versucht, ebenfalls zu schlafen, aber Damonas Unruhe hatte ihn wieder aus dem Bett getrieben. Im ersten Moment hatte er versucht, sie zu wecken. Aber dann hatte er sich entschieden, sie doch schlafen zu lassen. Wenn ihr Geist schon nicht zur Ruhe kam, sollte wenigstens ihr Körper eine Erholungspause haben. Er war aufgestanden, hatte sich angezogen und sich an den Tisch in der Ecke gesetzt, um eine Art Wache zu halten. Damonas Zustand erfüllte ihn mit mehr als bloßer Unruhe. Er hatte Angst. Angst um Damona, ihre geistige und körperliche Gesundheit – ihre Seele?
Irgend etwas war mit ihr geschehen. Die junge Frau begann sich zu verändern, in immer stärkerem Maße und immer deutlicher.
Er fand die Zigarettenpackung, klappte sie auf und stellte enttäuscht fest, daß sie leer war. Aber er mußte etwas tun, etwas haben, um seine Hände zu beschäftigen und seine Gedanken abzulenken.
Er stand auf, ging auf nackten Füßen zur Tür und drückte die Klinke lautlos herunter. In der Reisetasche, die sie unten abgestellt hatten, befanden sich noch genug Zigaretten.
Als er auf den Korridor hinaustrat, drang leise Musik an sein Ohr.
Eigentlich keine Musik. Es waren bloße sinnlose Töne, scheinbar wahllos aneinandergereiht und ohne erkennbaren Sinn.

Aber er hatte solche Klänge schon einmal gehört – oft sogar.
Mike blieb verblüfft stehen und lauschte. Das, was er da hörte, war die Art von Musik, wie sie bei schwarzen Messen und schwarzmagischen Ritualen gespielt wurde.
Eine schwarze Messe?
Hier?
Mike war mit einem Schlag hellwach.
Vorsichtig schlich er zur Treppe und lehnte sich über das Geländer. Ein loses Dielenbrett knarrte unter seinem Gewicht, aber das Geräusch würde unten kaum gehört werden.
Die Musik wurde lauter, als unten eine Tür geöffnet wurde, und für einen Moment erfüllte dunkelrotes, flackerndes Licht den Flur.
»Dann geht!« sagte eine tiefe Stimme. »Tut es jetzt. Und tut es schnell!«
Mike wich lautlos zurück. Von unten waren jetzt Schritte zu hören, das Rascheln von Stoff und schwere, mühsam unterdrückte Atemzüge. Mike öffnete die Schlafzimmertür, schlüpfte hindurch und schloß sie bis auf einen schmalen Spalt.
Seine Sinne waren bis aufs Äußerste gespannt. Das Gefühl der Gefahr war jetzt fast greifbar.
Ein dunkler, geduckter Schatten erschien am Ende der Treppe, gefolgt von einem zweiten, dritten… Hunter zählte fünf Personen, die sich beinahe lautlos auf ihn zu bewegten.
Er drückte die Tür ins Schloß, preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand und wartete mit angehaltenem Atem, bis die Klinke erneut heruntergedrückt wurde. Es blieb keine Zeit mehr, Damona zu warnen. Und in dem Zustand, in dem sie war, hätte sie auch kaum schnell genug reagieren können.
Mike tastete nach dem Lichtschalter und drückte ihn genau in dem Moment herunter, in dem der erste das Zimmer betrat.
Obwohl er fast darauf vorbereitet gewesen war, kostete ihn der Anblick eine wertvolle Sekunde.
Vor ihm stand einer der Hedon-Söhne – Malcolm, wenn er sich richtig erinnerte. Er trug ein seltsames, graublau schimmerndes Gewand aus Seide, das seinen Körper fast total verhüllte und in einer spitzen, weit nach vorne gezogenen Kapuze endete. Alles, was Mike von ihm erkennen konnte, waren die nackten Füße und das Gesicht.
Und den schlanken, silbernen Dolch, den er in der Rechten trug.
Mike reagierte eine hundertstel Sekunde schneller als Hedon.
Er stieß sich von der Wand ab, warf sich schützend vor das Bett, in dem Damona immer noch ahnungslos schlief und trat gleichzeitig zu. Sein Fuß kam in einer blitzschnellen Bewegung hoch und traf Hedons Handgelenk mit der Wucht eines Hammerschlages. Der Junge schrie auf, ließ den Dolch fallen und taumelte mit schmerzverzerrtem

Gesicht zurück. Für einen Augenblick entstand unter der schmalen Tür ein fürchterliches Chaos, als er gegen seine nachdrängenden Brüder stolperte und hinfiel.

Mike nutzte die gewonnene Zeit sofort. Er federte ansatzlos hoch, sprang mit einem Hechtsprung über das Bett und riß im Hinfallen seine Jacke vom Stuhl. Die Beretta schien wie von selbst in seine Hand zu springen.

Aber er hatte nicht mit der Schnelligkeit seiner Gegner gerechnet.

Die vermummten Gestalten erholten sich überraschend schnell von ihrem Schrecken. Noch bevor Mike dazu kam, auch nur einen Warnschuß abzufeuern, sah er sich gleichzeitig von vier Gegnern bedrängt, während der Fünfte neben Damonas Bett stehenblieb und den Dolch auf die schlafende Gestalt richtete.

»Sie sollten besser aufgeben, Mister Hunter«, sagte Mary Hedon.

Mike starrte verdutzt in das schmale Gesicht der Farmersfrau, das unter der riesigen Kapuze kaum zu erkennen war. Mary Hedons Züge waren starr wie die einer Wachspuppe. Selbst ihre Stimme klang monoton und einförmig. Nur ihre Augen glühten in einem fanatischen, verzehrenden Feuer.

»Sie haben keine Chance. Geben Sie auf, oder wir müssen Sie auch töten.«

Mike entspannte sich sichtlich. Die Hand mit der Beretta sank kraftlos herab, und in sein Gesicht trat ein müder, resignierender Ausdruck.

Er hatte seine Gegner richtig eingeschätzt – sie fielen auf den Trick herein. Die vier Jungen schienen weder über große Kampferfahrung noch über übermäßige Energie zu verfügen. Im Gegenteil – Mike hatte den Eindruck, daß sie froh waren, nicht gegen ihn kämpfen zu müssen. Er sah, wie sich ihre Gestalten entspannten.

Und genau auf diesen Moment hatte er gewartet. Mikes Linke schoß so schnell vor, daß die Bewegung mit dem bloßen Auge kaum noch zu verfolgen war. Eine der vermummten Gestalten taumelte plötzlich zurück, griff sich mit schmerzverzerrtem Gesicht an die Kehle und sackte dann lautlos zu Boden.

Ein wütender, vielstimmiger Aufschrei gellte durch den Raum.

Mike sprang zurück, blockte einen aufwärts geführten Messerstich mit dem Unterarm ab und schmetterte gleichzeitig einem der Angreifer den Lauf der Beretta ins Gesicht. Der Mann wankte zurück, fiel auf Hände und Knie nieder und blieb stöhnend hocken.

Aber Mike hatte keine Zeit, sich über den Sieg zu freuen. Er hatte plötzlich alle Hände voll zu tun, den beiden restlichen Hedon-Jungen auszuweichen. Sie besaßen wirklich keine allzu große Erfahrung im Kampf Mann gegen Mann. Ihre Bewegungen wirkten unkontrolliert und nicht sehr zielsicher, aber sie machten dieses Manko durch eine

fast unglaubliche Wildheit wett. Und sie hatten Mike gegenüber einen entscheidenden Vorteil – sie besaßen keine Skrupel. Sie waren entschlossen, zu töten, während Mike immer noch zögerte, seine Waffe einzusetzen.

Trotz der erdrückenden Übermacht hätte Mike sich und Damona freischießen können. Aber der kurze Blick in Mary Hedons Gesicht hatte ihm gezeigt, daß diese Menschen nicht mehr Herr ihres eigenen Willens waren. Und er konnte keine Kinder erschießen.

Er federte zurück, brachte einen Angreifer zu Fall und fiel dann selbst zu Boden, als er einem wütenden Messerstich ausweichen mußte.

Irgend etwas blitzte über ihm auf. Mike warf sich mit einem verzweifelten Satz zur Seite, kassierte dafür einen brutalen Tritt und griff blind nach dem Fuß. Neben ihm bohrte sich ein Messer in den Boden. Sein Schmerzensschrei ging im triumphierenden Kreischen Mary Hedons unter.

Es war ein aussichtsloser Kampf. Mike wurde plötzlich klar, daß er unterliegen würde. Im Normalfall hätte er gegen dermaßen unerfahrene Gegner – auch bei fünffacher Übermacht – eine gute Chance gehabt. Aber die Hedons kämpften mit der Kraft von Besessenen.

Sie griffen immer wieder an, ohne Rücksicht auf sich selbst oder die fürchterlichen Schläge zu nehmen, die Mike austeilte. Er wich langsam zur Wand zurück, tauchte im letzten Moment unter einem heimtückischen Messerhieb weg und schrie gleich darauf schmerzerfüllt auf, als sich eine Klinge in seinen Oberarm bohrte.

Der Schmerz trieb ihm die Tränen in die Augen. Sein linker Arm schien plötzlich wie gelähmt zu sein.

Seine Gegner heulten triumphierend auf und drangen erneut auf ihn ein. Ein Messer schlitzte seine Jacke auf und hinterließ einen langen, brennenden Kratzer auf seiner Haut, und ein wütender Tritt gegen seine Kniescheibe brachte ihn aus dem Gleichgewicht.

Mike ließ den Revolver fallen, griff mit beiden Händen nach einem Arm, der sich gierig nach seiner Kehle ausstreckte, und drehte ihn herum. Ein wütender Schmerzensschrei erscholl.

Mike sprang zurück und hielt seinen Gefangenen wie einen Schild vor sich. Der Angriff der drei anderen kam für einen Moment ins Stocken. »Laß ihn los!«

Die Stimme war von solcher Kraft, daß Mike für einen Sekundenbruchteil versucht war, ihr zu gehorchen.

»Laß ihn los, oder deine Freundin stirbt!« wiederholte Mary Hedon scharf. Die Spitze ihres Dolches schwebte wenige Zentimeter über Damonas Hals. Mike sah, daß sie zitterte.

»Den Teufel werde ich tun«, sagte er schwer atmend. »Werfen Sie das Messer weg, wenn Sie Ihren Sohn wiederhaben wollen.« Er verstärkte

den Druck auf den Arm des Jungen ein wenig und legte gleichzeitig seinen Arm wie eine Schlinge um seine Kehle.

»Wenn Sie zustechen, töten Sie Ihren Sohn«, sagte er drohend.

Die Frau zögerte sichtlich. Ihre Hände begannen zu zittern, und in ihre Augen trat ein unruhiges, unentschlossenes Flackern. Aber der Dolch schwebte weiter über Damonas Kehle.

Mike bemerkte, daß Damona wach war. Ihre Augen waren angstvoll aufgerissen, und ihr Körper hatte sich unter der dünnen Bettdecke verkrampft. Aber sie schien erkannt zu haben, daß jede Gegenwehr in diesem Augenblick der reine Selbstmord gewesen wäre.

»Sie sind nicht schnell genug«, sagte eine Stimme von der Tür her.

Mike fuhr herum.

Unter der Tür stand eine riesige, drohende Gestalt. Jack Hedon!

Der schwarze, lose fallende Umhang und die weit nach vorne gezogene Kapuze gaben seiner Erscheinung etwas Dämonisches. Er stand unbeweglich an seinem Platz, musterte Mike kalt und verzog spöttisch die Lippen.

»Auch Sie werden sterben, Mister Hunter«, sagte er laut. »Sie haben es gewagt, sich meinen Befehlen zu widersetzen. Die Strafe dafür ist der Tod. Packt ihn!«

Mike stieß seinen lebenden Schild von sich und sprang im gleichen Moment los, als Mary Hedon die Waffe zum tödlichen Stoß erhob.

Er wußte, daß er es nicht schaffen würde.

***

Die Hexe erschauerte.

Vor einem Augenblick war der kleine, zellenähnliche Raum noch ruhig gewesen. Jetzt war die Ahnung der Gefahr da. Sie hing spürbar in der Luft, sickerte aus Ritzen und Spalten und legte sich wie eine warme, erstickende Decke um ihr Bewußtsein.

Sie spürte, daß es plötzlich etwas gab, das ihr und ihrer Schwester (Schwester?) den Untergang bringen konnte. Eine tödliche, nicht vorherberechnete Gefahr, die all ihre sorgsam ausgearbeiteten Pläne zunichte machen konnte. Plötzlich spürte sie den Schrecken ihrer Schwester wie ihren eigenen, die Angst, das Wissen, dem Tod ins Auge zu schauen. Ihr Herz begann wild zu hämmern.

Tu es nicht, wisperte die Stimme in ihr. Laß andere deine Arbeit tun. Sie erleichtern es dir. Sie töten sie für dich. Sie tun etwas, das dir nie gelingen würde!

Sie ignorierte die Stimme. Noch war sie stärker, noch konnte sie den flüsternden, lockenden Worten widerstehen. Noch.

Die Hexe konzentrierte sich, während die lautlosen Hilfeschreie Damonas in ihr gellender und verzweifelter wurden.

Dann, von einem Lidzucken zum anderen, verschwand sie.

***

Für eine grauenhafte, unendliche Sekunde schien die Zeit stillzustehen. Mikes Körper flog fast waagerecht durch die Luft, aber er wußte, daß er zu spät kommen würde.

Der tödliche Dolch sauste bereits herunter. Mike sah plötzlich alles mit phantastischer Klarheit. Er sah, wie der Dolch in einer ungeheuer kraftvollen Bewegung heruntersauste, sah das Licht der Deckenlampe, das sich in Damonas entsetzt aufgerissenen Augen spiegelte, ihre Arme, die in einer verzweifelten Abwehrbewegung hochkamen; zu spät, viel zu spät.

Und dann geschah plötzlich alles auf einmal.

Ein ungeheurer Schlag erschütterte das Haus. Putz regnete von der Decke, die Fensterscheiben zerbrachen klirrend. Das Licht ging aus, flackerte und erlosch endgültig, um von einem dunkelroten, höllischen Glühen abgelöst zu werden. Mike überschlug sich in der Luft, krachte schmerzhaft zu Boden und sah aus den Augenwinkeln, wie Mary Hedon von der gleichen unsichtbaren Gewalt, die ihn aus der Bahn geworfen hatte, hochgehoben und von ihrem Opfer fortgerissen wurde. Ein ungeheures Brausen erfüllte die Luft.

Neben dem Bett, auf dem Damona immer noch wie gelähmt lag, materialisierte plötzlich eine Gestalt. Schlank, dunkelhaarig, mit schwarzen, durchdringenden Augen und einem Gesicht, das selbst im doppelten Alter noch die Schönheit einer Zwanzigjährigen hatte.

Vanessa King!

Und das grauenhafte Geschehen ging weiter. Blitze zerfetzten die Luft, verwandelten den Raum in ein blendendes, in blauweißes Flackerlicht getauchtes Chaos aus Hitze und Schmerzensschreien, dem Geruch verbrannten Fleisches und hellem, elektrischem Knistern.

»Mörder!« schrie Vanessa. Sie fuhr herum, trat auf Jack Hedon zu und hob drohend die Arme.

»Ihr wolltet meine Tochter ermorden! Dafür werdet ihr sterben! Alle!«

Hedon wich mit einem entsetzten Aufschrei zurück, aber Vanessa ließ ihm keine Chance. Ein greller Blitz zuckte aus ihren Fingerspitzen, sengte in den Türrahmen neben seiner Schulter und ließ das Holz aufflammen. Hedon brüllte entsetzt auf, als die Flammen mit unglaublicher Geschwindigkeit nach seiner Robe griffen und sie in Brand setzten.

Ein zweiter Blitz zuckte aus Vanessas Fingerspitzen, traf den selbsternannten Dämonenpriester in die Brust und ließ ihn wie eine leblose Spielzeugpuppe zu Boden sinken.

Mike stemmte sich stöhnend hoch, aber die gleiche unsichtbare Gewalt, die ihn schon einmal zu Boden geworfen hatte, hielt ihn auch diesmal fest. Vanessa King mußte ihre magischen Kräfte rücksichtslos

einsetzen.
Erneut zuckten Blitze durch den Raum. Direkt neben Mike verwandelte sich Mary Hedon in eine lebende Fackel. Sie schrie auf, taumelte mit wild rudernden Armen durch den Raum und wurde schließlich von einem zweiten Blitz gefällt.
»Mörder!« schrie Vanessa. »Ihr wolltet die Mächte der Hölle kennenlernen! Hier habt ihr sie!«
Hinterher wußte Mike nicht mehr, wie lange das entsetzliche Schauspiel gedauert hatte. Damonas Mutter verwandelte den Raum in einen kreischenden Alptraum aus Hitze und Licht. Blitze zuckten durch die Luft, ließen Tapeten und Möbelstücke in Flammen aufgehen, sengten lange, gezackte Rußspuren in Decke und Fußboden und fraßen sich in Stoff und Fleisch. Vorhänge und Möbel begannen zu brennen. Schwarzer, beißender Qualm verpestete die Luft. Die Deckenbalken begannen zu schwelen und fingen schließlich Feuer.
Selbst, als sich längst keiner der Hedons mehr rührte, peitschten die Blitze immer noch in ihre reglosen Körper.
»Mutter!«
Damonas Schrei schien den Bann zu brechen. Vanessas Gesicht entspannte sich. Ihre Fingerspitzen hörten auf, Blitze zu schleudern, und das fanatische Feuer in ihren Augen erlosch. Der Ausdruck in ihrem Gesicht wirkte fast mild, als sie sich an Damona wandte.
»Du bist außer Gefahr, Liebling. Ich habe deine Mörder bestraft.«
Damona wich mit einem entsetzten Keuchen zurück, als Vanessa auf sie zutrat. In ihrem Gesicht flackerte die beginnende Hysterie.
»Wer… wer bist du?« keuchte sie. »Du bist nicht Vanessa. Du bist nie …«
»Ich bin deine Mutter, Liebling.« Vanessa King lächelte sanft, beugte sich vor und streckte die Hand nach ihrer Tochter aus. »Du bist außer Gefahr. Aber du mußt hier raus. Das Haus wird verbrennen. Komm mit mir. Ich bringe dich in Sicherheit.«
Sie bewegte die Finger in einer schnellen, komplizierten Geste. An der Wand hinter ihr entstand ein dunkles, schattenerfülltes Rechteck, das an eine geöffnete Tür erinnerte.
»Komm, Liebling«, flüsterte sie. »Komm mit mir.« Ihre Stimme hatte plötzlich einen hypnotischen, einlullenden Klang.
Mike sah, wie sich Damonas Blick verschleierte. Selbst er spürte die zwingende Wirkung dieser Worte, die unwiderstehliche Willenskraft, die Vanessa King ausstrahlte.
»Komm mit mir, Damona. Komm. Ich bringe dich in Sicherheit.«
Damona streifte langsam die Decke zurück. Ihre Bewegungen wirkten hölzern und roboterhaft, und ihr Gesicht war zu einer leblosen Maske erstarrt.
Vanessa King trat zurück, während Damona ungeschickt aus dem

Bett kletterte und auf das Schattentor zuging. Ein brennendes Holzstück fiel von der Decke, streifte ihre Schulter und fiel funkensprühend zu Boden, aber Damona schien den Schmerz nicht zu spüren.

Ihre nackten Füße glitten über die schwelenden Dielenbretter. Ihr Negligé begann zu qualmen und zu häßlichen, grauschwarzen Plastikspinnweben zusammenzuschrumpfen, als das Kunststoffmaterial unter der enormen Hitze schmolz. Aber auch davon spürte sie nichts.

»Komm, Damona. Komm mit mir!« flüsterte Vanessa.

Damona bewegte sich wie eine willenlose, programmierte Maschine auf das schwarze Tor zu. Ihr Gesicht war leer, leer wie das einer Puppe. Haarspitzen und Augenbrauen begannen sich unter der ungeheuren Hitze zu kräuseln.

Mike bäumte sich mit verzweifelter Kraft gegen die unsichtbare Fessel auf, die ihn noch immer gefangen hielt. Irgendwo am Rande seines Bewußtseins nagte der Gedanke, daß er verbrennen würde, daß ihm ein qualvoller Tod bevorstand, aber das war unwichtig. Er sah nur Damona, die nur noch wenige Zentimeter von der unheimlichen Erscheinung entfernt war. Und irgendwie wußte er, daß das Schicksal, das hinter diesem Tor auf Damona lauerte, schlimmer war als der Tod.

»Damona! Tu es nicht!«

Die wenigen Worte verlangten alles von ihm. Er sank mit einem ergebenen Keuchen zurück, gab den Widerstand auf und wartete auf den Tod.

Aber sein Zuruf hatte den hypnotischen Schleier um Damonas Bewußtsein für einen winzigen Augenblick durchbrochen.

Sie blieb stehen. Plötzlich spürte sie die Schmerzen, die ungeheure, tödliche Hitze, das Entsetzen, das sich tief in ihre Seele gefressen hatte. Sie blinzelte, fuhr herum und starrte ihre Mutter entgeistert an.

»Du bist nicht…«

»Schweig!« schrie Vanessa. Ihre Stimme überschlug sich. »Du wirst gehorchen. Geh durch das Tor!«

Aber der Bann war gebrochen. Damona wich mit einem kleinen, spitzen Aufschrei zurück, warf die Arme in die Luft und stürzte neben Mike auf den Boden. Irgendwo tief, tief unten in ihrem Bewußtsein begannen sich alte, längst vergessen geglaubte Kräfte zu regen, Kräfte, die der direkten Steuerung ihres Geistes kaum mehr bedurften.

Damona King schlug mit aller geistigen Macht zurück. Ihre magischen Fähigkeiten blockten den hypnotischen Angriff der Gegnerin ab, unterliefen ihren psionischen Schutzschild und bohrten sich mit ungeheurer Kraft in den bloßliegenden Geist der anderen.

Vanessa King schrie auf, mehr überrascht und verärgert als wirklich getroffen. Ihre Gestalt verschwamm, löste sich in treibende Nebelschwaden auf und formte sich in der gleichen

Tausendstelsekunde neu.
Aber ihr Gesicht war nicht mehr das von Vanessa King. Es war das Gesicht einer anderen, jüngeren Frau, einer Frau, die Vanessa ähnelte wie eine Mutter ihrer Tochter ähnelte, die aber gleichzeitig ganz, ganz anders war.
Für einen Augenblick schienen sich die Bewußtseinsinhalte der beiden Frauen ineinander zu verkrallen. Es war ein Kampf, der sich auf rein geistiger Ebene abspielte, ein lautloses, mörderisches Ringen zweier absolut gleichwertiger Intellekte.
Dann, von einer Sekunde zur anderen, verschwand die Erscheinung. Damonas geistiger Angriff stieß plötzlich ins Leere. Der Platz neben dem Bett war leer. Mit der Gestalt löste sich auch das Schattentor auf.
Damona und Mike waren plötzlich allein.
Allein in einem brennenden Haus.
Ein dumpfer Schlag erschütterte das Gebäude. Durch die geöffnete Korridortür drang plötzlich grelle, wabernde Helligkeit, als die Holztreppe mit einem explosionsartigen Knall Feuer fing.

***

Das Bauernhaus war nur äußerlich modern und renoviert gewesen.
Unter der nur zentimeterstarken, frischen Rauhputzschicht befand sich immer noch das Reisig- und Strohgeflecht, mit dem seine ursprünglichen Erbauer sich vor Jahrhunderten vor Kälte und Wind geschützt hatten. Der Brand breitete sich mit rasender Geschwindigkeit aus. Die uralten Eichenbalken, die Dach und Zwischendecke trugen, flammten fast gleichzeitig auf, und das Treppenhaus verwandelte sich innerhalb weniger Sekunden in ein kochendes Flammenmeer. Schon nach wenigen Augenblicken war das Haus von dicken, beißenden Rauchwolken erfüllt. Die Luft war so heiß, daß Mike schmerzerfüllt aufschrie. Er stemmte sich hoch, riß Damona mit sich empor und torkelte halbblind zur Tür.
Eine kompakte Flammenwand schlug ihnen entgegen. Mike hob schützend die Hände vors Gesicht, preßte Damona eng an sich und versuchte, das Zimmer zu verlassen. Aber die ungeheure Hitze trieb ihn fast augenblicklich zurück. Außerdem hatte ihm der kurze Blick deutlich gezeigt, daß es auf diesem Wege kein Entkommen gab. Die Treppe stand in hellen Flammen, und noch während Mike ins Schlafzimmer zurückwich, brach ein Teil der ohnehin altersschwachen Stufen zusammen und regnete in einem feurigen Hagel ins Erdgeschoß hinunter.
Mike sah sich gehetzt um. Die Luft schien wie flüssiges Feuer in seiner Kehle zu brennen. Er hustete, taumelte blind durch das Zimmer und zog Damona wie eine willenlose Puppe hinter sich her. Der geistige Kampf schien auch das letzte bißchen Willenskraft verbraucht

zu haben, über das sie noch verfügt hatte.

Er wankte zum Fenster, schlug mit dem Ellbogen die scharfkantigen Glassplitter aus dem brennenden Rahmen und beugte sich hinaus. Der Boden schien kilometertief unter ihm zu liegen.

Mike vergeudete eine kostbare Sekunde damit, die kühle, sauerstoffhaltige Nachtluft einzuatmen.

Das Fenster neben ihm explodierte in einem glühenden Scherbenregen nach draußen. Flammen schlugen wie aus einem überdimensionalen Kamin ins Freie, leckten an der Hauswand empor und hinterließen eine breite, rußige Spur.

Mike kletterte zitternd auf das schmale Fensterbrett hinaus und zog Damona hinter sich her. Ihr Negligé war unter der grausamen Hitze mittlerweile vollständig zerschmolzen und hatte ein abstraktes Muster aus roten und öligschwarzen Linien in ihre Haut gebrannt. Ihr Haar war verkohlt, und ihr schmales, schönes Gesicht war von einer Unzahl von Brandblasen verunstaltet.

Mike stöhnte unwillkürlich auf, als er Damona ansah. Aber wahrscheinlich sah er selbst auch nicht viel besser aus.

Er richtete sich auf dem kaum zehn Zentimeter breiten Brett auf, atmete tief ein und preßte Damona eng an sich.

Dann sprang er.

Der Boden schien ihm mit unglaublicher Geschwindigkeit entgegenzurasen. Mike zog die Beine an, preßte Damonas zitternden Körper an sich und breitete sich auf den Aufprall vor. Als er kam, hatte er das Gefühl, zwischen Hammer und Amboß einer gigantischen Schmiede geraten zu sein. Allein hätte er einen Sprung aus dieser Höhe wahrscheinlich spielend verkraftet, aber Damonas Gewicht verdoppelte die Aufprallgeschwindigkeit fast. Er knickte in den Kniekehlen ein, fiel mit mörderischer Wucht auf die Seite und kugelte hilflos vier, fünf Meter weit über den aufgeweichten Lehmboden. Damona wurde ihm aus den Armen gerissen und meterweit davongeschleudert.

Trotz des fürchterlichen Schmerzes wurde er nicht bewußtlos. Für einen Moment hatte Mike das Gefühl, in Flammen gebadet zu werden, aber der Schmerz verging überraschend schnell und machte einem dumpfen, pulsierenden Hämmern Platz, das nach und nach seinen ganzen Körper erfaßte. Er stemmte sich mühsam hoch, suchte mit tränenden Augen nach Damona und kroch dann auf Händen und Knien auf sie zu. Der grelle Feuerschein des brennenden Hauses erleuchtete den Hof fast taghell. Immer wieder blitzten im Inneren des Gebäudes grelle Explosionen auf, und die Fensteröffnungen verwandelten sich eine nach der anderen in flammenspeiende Schlünde. Die Hitze wurde jetzt selbst hier draußen fast unerträglich.

Mike erreichte Damona. Sie war bewußtlos, aber sie lebte. Ihre Brust

hob und senkte sich in schnellen, hektischen Stößen, und die Augäpfel unter den geschlossenen Lidern zuckten wild hin und her.

Ihre Lippen bewegten sich unablässig, aber das Brüllen der Flammen erstickte ihre Stimme.

Mike richtete sich unter Aufbietung aller Kräfte auf, griff unter Damonas Achseln und zog sie hoch. Der schlanke Körper schien Zentner zu wiegen. Er stolperte zurück, kämpfte die aufkommende Übelkeit nieder und versuchte, den stechenden Schmerz in seinem Rücken zu ignorieren.

Das Haus erbebte. Der Dachstuhl sank funkensprühend in sich zusammen, und das auseinanderbrechende Gebäude überschüttete Mike und Damona mit einem Hagel brennender Trümmer.

Mike spürte einen harten, betäubenden Schlag gegen die Schulter, krümmte sich zusammen und warf sich schützend über Damona.

Neben ihm krachte ein zentnerschwerer Holzbalken auf den Boden, versengte seinen Arm und ließ ihn aufstöhnend herumfahren. Er sah, wie der Boden rings um sie Feuer fing, wie der nasse Lehm unter der unglaublichen Hitze trocknete und riß. Seine Kleider begannen zu schwelen und zerfielen zu feiner, grauer Asche.

Wieso lebe ich noch? dachte er verblüfft. Die Hitze war unbeschreiblich. Das Haus brannte wie Zunder, und die hoch aufschießenden Flammen rissen immer mehr Sauerstoff an sich heran.

Ein Feuersturm! dachte Mike entsetzt. Wir sind mitten in einem Feuersturm! Aber wir leben!

Die Welt versank in einem brüllenden Chaos aus Flammen und Glut. Grelle, flackernde Helligkeit fraß sich in Mikes Augen, und der Boden unter seinen Fingern zerfiel zu krümeliger, brauner Asche.

Aber irgend etwas schützte sie. Es war, als gäbe es zwischen den Flammen und ihnen eine unsichtbare Wand, ein unbegreifliches Etwas, das die Glut daran hinderte, mit aller Kraft über die beiden Menschen herzufallen.

Aber Mike spürte auch, daß dieser Schutz nicht ewig halten würde. Das Feuer schien mit jeder Sekunde heller aufzuflammen, und obwohl er es selbst nicht mehr für möglich gehalten hatte, steigerte sich die Hitze noch mehr.

Er griff blind in die Richtung, in der er Damona wußte, bekam etwas Weiches, Nachgiebiges zu fassen und kroch rückwärts davon.

Damona schleifte er wie einen leblosen Gegenstand hinter sich her.

Er wußte nicht, wie lange er so durch die Hölle kroch. Die Zeit war unwichtig geworden, existierte nicht mehr. Es gab nur noch ihn, die Hitze, Flammen und Licht. Das leblose Gewicht in seinen Händen, und den einzigen Gedanken, zu kriechen, immer weiter und weiter und weiter. Nur weg, raus aus diesem Inferno aus Feuer und Licht.

Irgendwann überschritt er die Grenze zwischen tödlicher und

unerträglicher Hitze. Er spürte, wie die Kraft, die ihn bisher bei Bewußtsein und am Leben erhalten hatte, erlosch.

Die Bewußtlosigkeit kam mit der Wucht eines Hammerschlages.

***

Närrin! zischte die Stimme. Verdammte Närrin! Sie war in deiner Gewalt; unwiderruflich. Du hättest sie töten können. Du hättest nicht einmal das tun brauchen. Du mußtest nur abwarten!

Sie preßte die Hände gegen die Schläfen, schloß die Augen und biß sich auf die Lippen. Ein einzelner Blutstropfen sickerte aus der aufgeplatzten Haut.

Du hattest schon gewonnen. Du hast den Sieg in Händen gehalten. Du brauchtest nur zu warten! Närrin!

Sie stöhnte, warf den Kopf in den Nacken und ballte die Fäuste so stark, daß sich ihre Fingernägel in die Haut bohrten. Der Schmerz riß sie halbwegs ins Bewußtsein zurück. Die dröhnende, übermächtige Stimme in ihrem Kopf verstummte für einen Moment.

Aber sie würde wiederkommen.

Sie würde wieder und wieder und immer wiederkommen, und sie würde jedesmal stärker werden.

Sie stand auf, ging mit unsicheren Schritten durch den Raum und starrte mit tränenden Augen auf ihr Spiegelbild. Es wirkte krank, blaß und farblos. Die übermenschliche Anstrengung hatte fast ihre ganze Kraft aufgezehrt. Selbst ihren Energien waren Grenzen gesetzt.

Siehst du es endlich ein? wisperte die Stimme. Sie schien höhnisch zu klingen.

Du bist bis an die Grenze gegangen. Das nächste Mal wirst du dich vielleicht überschätzen. Du gräbst dir dein eigenes Grab. Vernichte sie! Noch ist Zeit!

Der dunkle, an ein verkleinertes Herz erinnernde Stein zwischen ihren Brüsten schien zu pulsieren. Sie hob die Hand, zögerte und berührte ihn schließlich zaghaft mit den Fingerspitzen. Ihre Haut begann zu kribbeln. Sie spürte die ungeheuren Kräfte, die in dem versteinerten Hexenherz schlummerten.

Warum tötest du sie nicht? Sie ist wehrlos!

Einen Moment lang war sie versucht, der Stimme zu antworten.

Aber das wäre sinnlos gewesen. Die Stimme war ein Teil von ihr. Sie kannte die Antwort ebenso gut wie sie selbst.

Vernichte sie, wenn du leben willst! Nur eine von euch kann existieren.

Du weißt es! Die Ordnung der Dinge ist gestört. Vernichte sie, oder ihr werdet beide sterben!

»Bald«, flüsterte die Hexe. »Es dauert nicht mehr lange.«

Plötzlich überfiel sie ein starkes Schwindelgefühl. Sie taumelte zurück, hielt sich unsicher an der Tischkante fest und tastete sich mit

zitternden Knien daran entlang. Ihr Körper schrie nach einer Ruhepause.

Sie ließ sich schwer auf den Stuhl fallen, legte den Kopf auf die harte Tischplatte und schloß seufzend die Augen. Bis vor wenigen Stunden hatte sie noch geglaubt, über unerschöpfliche Kräfte zu verfügen. Aber sie hatte einsehen müssen, daß das nicht stimmte.

Die Stimme… diese verdammte Stimme! Sie hatte nicht vorgehabt, die Hedons zu töten. Die Menschen taten ihr nicht leid – in ihrer dunklen Seele war kein Platz für Begriffe wie Mitleid oder Liebe.

Aber sie wußte, daß das Massaker Aufsehen erregen würde. Und damit war ihr im Augenblick ganz und gar nicht gedient.

Der Drang zu töten, mit aller Kraft zuzuschlagen, war übermächtig geworden, als sie im Haus der Hedons materialisiert war.

Es war richtig, flüsterte die Stimme in ihren Gedanken. Du durftest keine Zeugen hinterlassen.

Sie wußte, daß die Stimme recht hatte. Sie hatte immer recht. Aber sie wußte auch, daß es diese Stimme gewesen war, die sie in diesen Blutrausch getrieben hatte.

Die Müdigkeit überkam sie plötzlich wie eine dunkle, betäubende Welle.

Aber sie durfte nicht ausruhen. Noch nicht.

Sie erhob sich mühsam, schleppte sich zum Fenster und starrte hinaus. Die Sonne würde in wenigen Augenblicken aufgehen; es wurde hell.

Heute noch, dachte sie.

Dieser Tag würde die Entscheidung bringen. Wenn die Sonne das nächste Mal aufging, war Damona King tot.

Oder du, flüsterte die Stimme.

***

Das Erwachen kam genauso übergangslos wie die Bewußtlosigkeit.

Es gab kein langsames Hinüberdämmern, kein mühsames Emporkämpfen zum Wachsein, wie Mike es von anderen Gelegenheiten her kannte. Er erwachte so abrupt, als habe jemand irgendwo einen phantastischen Schalter umgelegt und sein Denken wie eine Glühbirne wieder eingeschaltet.

Grelles, orangerot gefärbtes Sonnenlicht blendete ihn. Mike hob instinktiv die Hand, um seine Augen vor der blendenden Helligkeit zu schützen.

Er blinzelte. Irgendwo in seinem Unterbewußtsein nagte der Gedanke, daß etwas mit ihm oder seiner Umgebung nicht in Ordnung war, aber es dauerte fast eine Minute, ehe er wirklich erkannte, was es war.

Seine Umgebung hatte sich verändert.

Dort, wo eigentlich die verkohlten Überreste der Hedon-Farm sein sollten, erstreckte sich eine sanft abfallende, nach Süden hin von Felsen und riesigen Findlingen begrenzte Wiese. Die Luft roch nach frisch geschnittenem Gras und Wildnis statt nach verkohltem Holz, und statt des Sirenengeheuls, das er halbwegs erwartet hatte, drang nur das heisere Krächzen eines Vogels an sein Ohr.

Mike richtete sich verblüfft auf. Links von ihm schimmerte Wasser durch das Gestrüpp, und hinter ihm erhob sich ein dunkler, mit dichtem Unterholz bewachsener Wald.

Plötzlich fielen ihm die Ereignisse vom vergangenen Abend mit brutaler Wucht wieder ein. Er fuhr herum, sah sich wild um und sprang mit einem Satz auf die Füße, als er Damona wenige Meter neben sich im Gras liegen sah.

Mike war mit einem Satz bei ihr.

Sie war bei Bewußtsein. Ihre Augen waren weit geöffnet, aber Mike hatte den Eindruck, daß Damona ihn überhaupt nicht wahrnahm. Ihr Blick schien direkt durch ihn hindurch zu gehen und auf einen imaginären Punkt irgendwo hinter seinem Rücken gerichtet zu sein.

Sie bewegte die Lippen, aber alles, was Mike verstehen konnte, waren sinnlose, verworrene Satzfetzen und ein hohes, kindliches Wimmern.

Mike kniete neben Damona nieder, legte ihren Kopf vorsichtig auf seinen Schoß und berührte mit einer hilflosen Geste ihre Stirn.

»Kannst du mich… verstehen?« fragte er stockend.

Zuerst schien es, als würde Damona nicht reagieren. Aber dann, nach einer Endlosigkeit, zerriß der Schleier über ihren Augen. Sie bewegte den Kopf und nickte unmerklich.

»Hast du Schmerzen?«

Die Frage war mehr als überflüssig. Damonas Körper war über und über von Brandwunden und Hautabschürfungen entstellt. Ihr linker Arm hing seltsam schlaff herunter und schien gebrochen zu sein, und ihre rechte Gesichtshälfte war verschwollen und dunkel angelaufen.

Trotzdem schüttelte sie den Kopf.

»Nein. Ich bin nur… müde.«

Mike nickte zaghaft. In seiner Kehle saß plötzlich ein harter, bitterer Kloß. Damona und er hatten zusammen schon viele haarsträubende Abenteuer überstanden, aber ihre Lage war noch nie so ausweglos wie jetzt gewesen. Er fühlte sich mit einem Male unglaublich hilflos und schwach. Im Grunde waren sie nichts mehr als willenlose Puppen; Marionetten, an deren Fäden ein Unbekannter zog und sie nach Belieben dirigierte. Alles, was seit ihrer Ankunft in London passiert war, war Teil eines gut eingefädelten Planes gewesen. Und sie konnten nichts tun als warten. Passiv dasitzen und warten, welchen Zug der unbekannte Gegner als nächstes tun würde.

Selbst, wenn sie die heimtückischen Angriffe lebend überstehen würden, würde Damona nicht mehr dieselbe wie vorher sein. Die Narben auf ihrem Körper würden nie ganz verheilen.

Und die auf ihrer Seele erst recht nicht. Er schob vorsichtig die Hände unter Damonas Kopf, bettete ihn im Gras und stand auf.

»Ich werde versuchen, Hilfe zu holen«, sagte er. »Aber ich muß dich allein lassen.«

Damona richtete sich mit erstaunlicher Kraft in eine sitzende Position auf. »Bitte geh nicht«, sagte sie leise.

»Ich muß. Ich muß herausfinden, wo wir sind.«

Damona schien seine Worte gar nicht gehört zu haben. »Bring mich nach Hause«, sagte sie.

Mike schüttelte geduldig den Kopf. »Du mußt zuallererst zu einem Arzt«, sagte er sanft. »Aber dazu müssen wir erst wissen, wo wir überhaupt sind.«

»Aber wir sind zu Hause.« Damona hob den Kopf und sah ihn an.

»Bitte, Mike, bring mich nach Hause. Bring mich…« Ihre Stimme erstarb. Ihre Augen verschleierten sich, und sie schien wieder in den gleichen tranceähnlichen Zustand zu versinken, aus dem sie erst vor wenigen Augenblicken erwacht war.

Mike kniete neben ihr nieder. Plötzlich hatte er das Bedürfnis, sie zu umarmen, sie fest an sich zu drücken und nie wieder loszulassen.

Aber er tat es nicht. Jede Berührung der verbrannten Haut mußte ihr ungeheure Schmerzen bereiten.

»Bring mich nach Hause«, murmelte Damona. »Bitte.«

»Aber…« Mike brach verblüfft ab, als ihm klar wurde, was Damona gemeint hatte, als sie sagte, wir sind zu Hause.

Der See rechts neben ihm, die sanft abfallende Wiese, die Felsen… plötzlich wußte er, wieso ihm hier alles so seltsam vertraut vorgekommen war.

Der See dort neben ihnen war Loch Barnock. Und hinter dem Wald, der den See und die Wiese wie ein schützender Gürtel umgab, lag King's Castle!

Sie waren fast dreihundert Meilen von der niedergebrannten Farm entfernt aufgewacht!

Damona bewegte sich. Ein flüchtiger Ausdruck von Schmerz zuckte über ihr Gesicht. Ihr Mund öffnete sich leicht. Speichel tropfte über ihr Kinn, und in die Augen trat ein helles, wahnsinniges Glitzern.

Mike erschauerte.

Er mußte Hilfe holen. Sofort! Bis King's Castle hinauf würde er eine Stunde brauchen. Der Weg führte über eine steile Bergstraße, die schon unter normalen Umständen nur unter großer Anstrengung zu begehen war. Mit Damonas zusätzlichem Gewicht würde es eine Tortur werden.

Aber er mußte es riskieren. Die Ereignisse der vergangenen Nacht, der geistige Kampf mit der unheimlichen Angreiferin mußten Damonas ohnehin angegriffenen Geist vollends aus dem Gleichgewicht geworfen haben. Sie stand auf der Schwelle des Wahnsinns.

»Warum?« murmelte Mike mit tränenerstickter Stimme. »Warum dieses grausame Spiel?«

»Weil nur eine von uns überleben kann«, sagte eine Stimme hinter ihm.

Mike fuhr mit einer blitzschnellen Bewegung herum, ballte die Fäuste und – erstarrte.

Hinter ihm stand Damona King!

Mike Hunter starrte sekundenlang verblüfft in das schmale, von schwarzem Haar umrahmte Gesicht. Hinter seiner Stirn tobte ein Chaos. Für Augenblicke war er völlig unfähig, auch nur einen einzigen vernünftigen Gedanken zu fassen.

»Nun fall bloß nicht gleich in Ohnmacht, großer Held«, sagte Damona. Ihre Augen glitzerten spöttisch.

Langsam, mit hölzernen, mühsamen Bewegungen, richtete er sich auf und ging auf Damona zu. Sein Blick hing wie hypnotisiert an ihrem Gesicht, saugte sich an jeder Einzelheit, jedem winzigen Detail fest. Er versuchte irgendeinen Unterschied festzustellen, eine Abweichung, irgend etwas, an dem er sich festklammern konnte, um nicht vollkommen wahnsinnig zu werden.

Aber es gab keinen Unterschied. Die Frau ähnelte Damona King wie ein eineiiger Zwilling dem anderen, mehr noch, wie ein…

… *Spiegelbild!*

»Endlich hast du es begriffen«, sagte Damona spöttisch. »Reichlich spät, aber immerhin.«

Sie lächelte, verzog spöttisch die Lippen und ging an Mike vorbei zu der reglosen Gestalt im Gras.

Mike folgte ihr zögernd. Sein Blick wanderte immer wieder zwischen Damona und ihrer bizarren Doppelgängerin hin und her.

Damona I bewegte sich unruhig. Sie stöhnte, hob die Hand und fuhr sich mit einer fahrigen Bewegung durchs Gesicht. Ihre Augen flackerten unstet.

»Keine Sorge, Mike. Sie hat es bald überstanden«, sagte Damona II. Ein grausames, hartes Lächeln spielte um ihre Lippen.

»Warum?« Mikes Stimme zitterte vor verhaltener Wut und Schmerz. »Du steckst dahinter, nicht wahr? Dieser Sturm, der Absturz, das Feuer…«

»Natürlich.« Damona II berührte ihre Schwester mit dem Fuß und stieß sie mit einer beiläufigen Bewegung zurück. »Du bist undankbar, Mike. Ich habe euch zweimal das Leben gerettet. Dreimal, um genau zu sein.«

»Vanessa…«
»Es gibt keine Vanessa mehr, Mike. Schon lange nicht. Ich habe euch vor der Mörderbande gerettet.«
»Du hast sie umgebracht. Vollkommen sinnlos.«
»Sie wollten euch töten, oder?« sagte Damona kalt. »Sie haben sich ihr Schicksal selbst zuzuschreiben. Niemand kann die Mächte der Hölle heraufbeschwören, ohne den Preis zu bezahlen.«
»Aber es war Mord!« schrie Mike in sinnloser Wut. »Brutaler, sinnloser Mord.«
Damona zuckte gleichmütig mit den Achseln. »Warum regst du dich wegen dieses Mörderpacks auf? Ich konnte nicht zulassen, daß sie Damona töten. Schließlich sind wir Schwestern, nicht?« So, wie sie das Wort Schwestern aussprach, klang es wie eine Obszönität.
Plötzlich warf sie den Kopf in den Nacken, lachte kurz auf und trat einen Schritt zurück. »Es ist Zeit, Mike.«
»Zeit?« Mike spannte sich unmerklich. »Wofür?«
»Weißt du das wirklich nicht?« Damona breitete die Arme aus.
Der rote, lose fallende Umhang ließ ihre Gestalt größer und drohender erscheinen, als sie wirklich war.
Eine seltsame Veränderung schien mit ihrer Umgebung vorzugehen. Es war, als ziehe sich die Natur aus der unmittelbaren Nähe der Gestalt zurück. Das Licht schien schwächer und diffuser zu werden.
Bäume, Büsche und Gras verblaßten zu harten, skeletthaften Konturen. Mike, Damona und ihre schwarze Schwester schienen plötzlich unter einer phantastischen Glocke aus Dämmerung und Kälte gefangen zu sein.
»Wir sind zwei Erscheinungsformen des gleichen Körpers«, sagte Damona II leise. »Sie ist ich, und ich bin sie, Mike. Aber nur eine von uns kann überleben.«
Mike begriff. Er atmete scharf ein, ballte die Fäuste und stellte sich schützend vor Damona.
»Du mußt mich schon mit umbringen, wenn du sie töten willst.«
»Du bist ein Narr, Mike«, sagte Damona kalt. Ihre Arme hoben sich noch ein bißchen mehr. Hinter ihrem Rücken begann ein schwarzes, wesenloses Etwas zu wallen.
»Ich habe euch beschützt, Mike, aber bestimmt nicht, weil ich meine Schwester liebe. Hier, in dieser Welt, sind wir untrennbar miteinander verbunden. Töte mich, und sie stirbt. Töte sie, und ich sterbe.«
Sie brach ab, musterte ihn eindringlich und lächelte schließlich sanft.
»Du wirst es noch verstehen, Mike. Tritt zur Seite.«
Mike schüttelte trotzig den Kopf.
»Wie du willst.«
Eine unsichtbare Faust schien plötzlich nach Mike zu greifen. Er wurde von den Füßen gerissen, segelte meterweit durch die Luft und

fiel überraschend sanft zu Boden. Er versuchte sofort, wieder aufzuspringen, aber die gleiche unsichtbare Gewalt hielt ihn am Boden fest.

»In dieser Welt ist nur für eine von uns Platz«, sagte Damona kalt.

Ein hartes, boshaftes Glitzern trat in ihre Augen. Der schwarze Stein zwischen ihren Brüsten schien plötzlich zu pulsieren. Seine Konturen verschwammen, wurden unscharf.

»Steh auf, Damona.«

Die Stimme hatte einen befehlenden, hypnotischen Klang. »Steh auf!«

Damona bewegte sich. Langsam, widerwillig und unendlich mühsam. Aber sie bewegte sich.

Mike bemerkte entsetzt, wie sich hinter der drohend aufgerichteten Gestalt von Damonas Doppelgängerin ein schwarzer, rechteckiger Umriß zu bilden begann.

Das Schattentor.

»Ein Tor in eine andere Welt«, sagte Damona II leise. Sie schien seine Gedanken zu lesen.

»Die Welt, in der die Entscheidung fallen wird. Nur eine von uns kann überleben.« Ihre Stimme bekam plötzlich einen boshaften, gehässigen Klang. »Aber sie wird eine faire Chance bekommen, Mike… keine von uns wird einen Vorteil haben. Wir sind gleich stark. Sie ist ich, und ich bin sie. Wir sind eins. Das Schicksal wird entscheiden, wer von uns als Sieger aus diesem Duell hervorgehen wird.«

Es dauerte lange, bis Mike den grausamen Spott bemerkte, der in diesen Worten steckte. Damona – die echte Damona – würde im Moment nicht einmal einen Kampf gegen ein zehnjähriges Kind bestehen. Ihre Schwester hatte geschickt dafür gesorgt, daß sie mit ihren Kräften am Ende war.

Und plötzlich begriff Mike, welcher Sinn hinter dem Ganzen gesteckt hatte. Der Sturm, der Flugzeugabsturz, das Feuer – all dies hatte nur den einen Sinn gehabt, Damona zu schwächen, ihre Kräfte zu reduzieren und ihrer dunklen Schwester einen entscheidenden Vorteil zu geben.

Damona bewegte sich jetzt langsam auf das Schattentor zu. Mike fragte sich unwillkürlich, wieviel Kraft noch in diesem zerschundenen, gemarterten Körper stecken mochte. Ihre Arme und Beine zitterten. Ihr Gesicht wirkte leer. Alles, was Mike darin erkennen konnte, war der Schatten einer ungeheuren Erschöpfung.

Mike bäumte sich verzweifelt auf, aber die unsichtbare Fessel war stärker. Damonas Doppelgängerin mußte über unglaubliche magische Kräfte verfügen. Selbst die PSI-Fähigkeiten, die Damona vor ihrer Begegnung mit dem Alptraum-Bringer gehabt hatte, wirkten gegen diese Gewalten schwach und hilflos.

»Du irrst dich, Mike«, sagte Damona II. »Ich verfüge über die gleiche Kraft wie sie. Nicht mehr und nicht weniger.« Sie lächelte, drehte sich um und ging langsam hinter Damona her.

Nebeneinander traten sie durch das Schattentor. Ihre Konturen verschwammen, schienen mit den grauen, treibenden Schatten im Inneren des Tores zu verschmelzen und sich darin aufzulösen.

Dann begann sich das Tor zu schließen. Sekunden, bevor die unheimliche Erscheinung ganz verschwand, hörte Mike eine wispernde Stimme in seinen Gedanken.

»Wir sehen uns wieder, Mike. Warte auf mich.«

***

Helles, rotgefärbtes Licht schlug ihr entgegen, als sie durch das Tor trat.

Damona blinzelte, griff instinktiv nach einem Halt und fiel schwer auf Hände und Knie, als die erhöhte Schwerkraft dieser fremden Welt über ihr zusammenschlug.

Der Schmerz zerriß den hypnotischen Bann, der sich um ihr Denken gelegt hatte. Sie spürte, wie der fremde Willen, der ihr Bewußtsein bisher beherrscht hatte, schwand. Gleichzeitig verging die Müdigkeit. Alles, was zurückblieb, war ein Gefühl tief sitzenden Schreckens und unglaublicher körperlicher Erschöpfung.

Damona hob langsam den Kopf und sah sich mit einer Mischung aus Neugier und Erschrecken um.

Die Landschaft war von einer bizarren, furchteinflößenden Schönheit. Sie befand sich auf einer ungeheuren, brettflachen Ebene, die von einem Ende der Unendlichkeit zum anderen zu reichen schien.

Es gab keinen sichtbaren Horizont, keine erkennbare Trennlinie zwischen Himmel und Erde, kein Anfang und kein Ende. Flach; eine ungeheure Ebene aus braunem, rissigem Lehm ohne erkennbare Unterbrechung, ohne Hügel oder Täler. Ihre Augen begannen zu schmerzen und zu tränen. Der Blick fand auf dieser gigantischen Einöde keinen Halt, glitt immer wieder ab und verlor sich irgendwo in der Unendlichkeit. Über ihr spannte sich ein ungeheurer, violettbrauner Himmel, ein glosendes Gewölbe aus Hitze und flimmernder Fremdartigkeit, in dessen Zenit eine riesige, rubinrote Sonne flammte.

Damona spürte die Hitze, die von diesem gigantischen, bösen Auge ausging, bereits unangenehm. Sie befand sich erst wenige Sekunden lang hier, und trotzdem war ihr Körper bereits in Schweiß gebadet. Und es gab keinen Schatten, nichts, um sich vor der sengenden Glut dieser alles vernichtenden Sonne zu schützen.

Sie legte den Kopf in den Nacken, beschattete die Augen mit der Hand und blinzelte in den Himmel hinauf. Trotz der ungeheuren Hitze

war das Licht sanft, fast mild. Sie konnte direkt in den Sonnenball blicken, ohne geblendet zu werden.

Neben der flammenden Sonne erkannte sie zwei kleine, graubraune Bälle. Monde. Sie wußte jetzt endgültig, daß sie nicht mehr auf der Erde war.

Sie richtete sich vorsichtig auf und machte einen Schritt. Die Schwerkraft war hier wesentlich höher als zu Hause – ihr Körper schien Tonnen zu wiegen, und das Gehen war so beschwerlich, als schleppe sie ein Zentnergewicht mit sich herum. Trotzdem mußte diese Welt große Ähnlichkeit mit der Erde haben. Die Luft war atembar, und die Temperaturen waren zwar hoch, aber erträglich.

Und auch an die erhöhte Gravitation würde sie sich gewöhnen.

Damona drehte sich einmal um ihre Achse. Aber das Bild, das sich ihr bot, war überall gleich. Ihre dunkle Schwester war zusammen mit ihr in das magische Tor getreten, aber sie war allein auf dieser fremden Welt materialisiert.

Jetzt, als der lähmende Einfluß ihrer Doppelgängerin verschwunden war, begann Damonas Gehirn wieder mit der gewohnten Präzision zu arbeiten. Ihre Doppelgängerin hätte mehr als nur einmal Gelegenheit gehabt, sie zu töten, wenn sie dies wirklich gewollt hätte.

Und Damona konnte sich nicht vorstellen, daß sie aus reiner Nächstenliebe verschont worden war.

Was hatte sie zu Mike gesagt? »*Sie ist ich, und ich bin sie. Töte einen von uns, und du tötest beide…*«

Plötzlich mußte sie wieder daran denken, was in Ulthars Kabinett geschehen war. Die lebenden Spiegelbilder waren im gleichen Augenblick gestorben, in dem ihre Originale vernichtet worden waren.

Neben ihr ertönte ein glockenhelles Lachen.

Damona fuhr herum, aber die Ebene war so leer wie zuvor. Sie war allein.

»Es hat lange gedauert, bis du die Wahrheit erkannt hast«, sagte eine Stimme.

Ihre eigene Stimme…

Plötzlich begann die Luft in einer Entfernung von vielleicht zwei, drei Meilen zu flimmern. Ein riesiger, verschwommener Umriß wuchs aus der Ebene empor.

Damona blinzelte und versuchte, Einzelheiten zu erkennen. Aber ihre Augen schienen sich zu weigern, das bizarre Ding länger als ein paar Sekunden lang anzustarren. Ihr Blick glitt immer wieder ab, huschte haltlos über die rissige Ebene und kehrte zu der wallenden Erscheinung zurück.

»Willkommen auf Moron«, sagte die körperlose Stimme.

Damona zuckte unwillkürlich zusammen, als sie das Wort Moron hörte.

Moron… das Wort brachte irgend etwas in ihr zum Schwingen.
Eine dunkle, verschwommene Erinnerung, die nicht ihre eigene war. Das Wissen um etwas unglaublich Böses und Fremdes. Alle Verdorbenheit, alle Gewalt des Universums schien im Klang dieser fünf Buchstaben mitzuschwingen. Obwohl sie nicht wußte, wer oder was sich dahinter verbarg, spürte sie das Grauen, das dieses Wort symbolisierte. Es war, als entsann sie sich plötzlich an Dinge, die sie nie erlebt hatte, als wehten bruchstückhafte Erinnerungen aus einem früheren Leben zu ihr hinüber, Erinnerungen an ein Leben, das unendlich weit zurücklag. Aber das Gefühl verging, ehe sie es richtig greifen konnte. Zurück blieb nur ein dumpfes, bedrückendes Gefühl der Angst. Das gleiche Gefühl, die gleiche, irrationale und unbegründete Angst, die sie beim Anblick des schwarzen Wallens auf dem Altar im Kristallpalast gehabt hatte.
Moron… irgendwie spürte sie, daß diese Erscheinung etwas mit dem Wort zu tun hatte. Sie hatte nur für Bruchteile von Sekunden hineingeblickt, aber der Anblick hatte sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis gebrannt.
Die Erscheinung wurde langsam deutlicher. Im ersten Moment erinnerte sie Damona an einen niedrigen, fast geometrisch geformten Hügel, dann erkannte sie, was es wirklich war. Eine Burg. Ein wuchtiges, mittelalterlich wirkendes Gebäude mit massigen Mauern und stumpfen, seltsam falsch proportionierten Türmen. Das Gebäude erinnerte sie vage an King's Castle, aber es war kleiner, massiger und weniger freundlich. Seine Konturen waren noch immer unscharf und verschwommen, aber sie festigten sich mit jedem Augenblick mehr.
»Komm. Ich erwarte dich.«
Damona zögerte. Die körperlose Stimme war noch immer mächtig und befehlend, aber sie wirkte nicht mehr hypnotisch.
Ein vager Verdacht keimte in Damona auf. Sie schloß die Augen, konzentrierte sich und versuchte, ihre eigenen magischen Fähigkeiten zu aktivieren.
Es ging nicht.
Es war, als hätte sie niemals die Kräfte einer Hexe besessen. In ihr war nichts als eine große, bedrückende Leere.
Ein leises Lachen klang auf.
»Wir sind nicht mehr auf der Erde, kleine dumme naive Schwester. Auf dieser Welt gelten andere Gesetze.«
Damona war für einen Moment versucht zu antworten, schwieg aber dann doch. Wenn ihre eigenen übersinnlichen Fähigkeiten erloschen waren, dann mußten die ihrer dunklen Doppelgängerin ebenfalls fort sein.
»Komm jetzt«, sagte die Stimme. Sie klang ungeduldig. »Ich gebe dir die Chance, mich zu besiegen. Wir sind gleich. Du bist ich, und ich bin

du. Du hast eine faire Chance.«

Damona lachte hart auf.

»Du selbst hast gesagt, daß keine von uns ohne die andere existieren kann. Töte mich, und du tötest sie. Das waren doch deine Worte.«

»Das stimmte auf der Erde«, gab die Stimme barsch zurück. »Hier zählen andere Gesetze. Nur eine von uns kann überleben. Du hast die Wahl, Damona. Kämpfe, oder stirb.«

Damona zögerte. Plötzlich ergab alles einen Sinn. Die heimtückischen Angriffe, die Rettungen in letzter Sekunde, ihre Entführung…

Damona atmete tief ein, entspannte sich für einen Moment und ging dann langsam in Richtung auf die Burg los. Jeder Schritt war mühsam. Durch die fast doppelt so hohe Anziehungskraft hatte sie das Gefühl, ständig bergauf zu gehen, und ihre Glieder schienen mit Blei beschwert. Sie wunderte sich beinahe selbst darüber, daß sie überhaupt noch Kraft besaß, auf den Füßen zu stehen. Aber sie schleppte sich weiter, Schritt für Schritt, Meter für Meter. Trotzdem kam es ihr vor, als liefe sie auf der Stelle.

Das Gebäude hatte sich mittlerweile vollständig materialisiert. Damona erkannte, daß die Mauern nicht sonderlich hoch waren – zehn, vielleicht fünfzehn Yard. Trotzdem machte die Festung den Eindruck von geballter Kraft, von einer seltsamen, finsteren Unbezwingbarkeit. Die schwarzen Mauern schienen eine unfaßliche Gewalttätigkeit auszustrahlen.

Hinter den Zinnen bewegten sich dunkle, grotesk verformte Schatten. Ein dreieckiger, vollkommen schwarzer Wimpel hing schlaff von der Mauerkrone herunter, und der niedrige Eingang hatte die Form eines aufgerissenen Raubtierrachens.

Sie erkannte weitere Einzelheiten, als sie näherkam. Die Burg schien nicht aus einzelnen Steinen, sondern aus einer einzigen kompakten Masse gearbeitet zu sein; ein schwarzglitzerndes, hartes Material, das an stumpfen Kristall erinnerte. Vielleicht war es auch nur materialisierte Schwärze.

Sie wußte nicht, wie lange sie brauchte, um den Eingang zu erreichen. Es kam ihr vor, als wären Stunden vergangen, aber es konnten genausogut Tage oder nur Minuten gewesen sein. So, wie diese Welt keinen Horizont hatte, schien auch die Zeit nicht oder wenigstens nicht in der gewohnten Form zu existieren. Die Sonne hatte sich nicht sichtbar weiterbewegt, seit die Burg aufgetaucht war, aber Damona war plötzlich gar nicht mehr so sicher, daß sie es überhaupt tat. Sie schien unverrückbar an ihrem Platz im Zenit festgeschweißt zu sein. Vielleicht gab es so etwas wie Zeit überhaupt nicht.

Das gepanzerte Tor schwang wie von Geisterhänden bewegt auf, als Damona davorstand. Dahinter lag ein schmaler, niedriger Gang, der

auf einen finsteren Innenhof hinausführte.
Damona zögerte.
Die seltsame Form des Tores vermittelte ihr wirklich den Eindruck, in einen gierig aufgerissenen Rachen zu schauen. Selbst der Gang war nicht eben geformt. Die Wände waren wellig und aufgeworfen, und der Boden war mit unzähligen Rissen und Kratern übersät, aus denen heller, übelriechender Dampf quoll. Von der Decke hingen skurril geformte Stalagmiten herab.
»Du hast keine Wahl«, wisperte die Stimme. »Kämpfe, oder stirb.«
Damona machte einen zaghaften Schritt, dann noch einen. Als sie den Gang betrat, schlug das Tor mit dumpfem Geräusch hinter ihr zu.
Wieder spürte sie die Müdigkeit und Erschöpfung wie eine dunkle Welle über sich zusammenschlagen. Sie hatte kaum noch die Kraft, die Arme zu heben. Alles was sie wollte war Schlaf, ein paar Stunden Ruhe und Erholung. Die Verlockung, sich einfach auf den unebenen Boden zu legen und ihrem Körper ein paar Augenblicke der Erholung zu gönnen, wurde übermächtig. Aber sie wußte, daß sie nie wieder erwachen würde, wenn sie jetzt einschlief.
Damona mobilisierte noch einmal sämtliche Kraftreserven ihres Körpers und zwang sich, einen Fuß vor den anderen zu setzen.
Sie betrat den Innenhof. Er war größer, als es von außen den Anschein gehabt hatte. Auf der gegenüberliegenden Seite lag ein niedriges, buckeliges Gebäude ohne sichtbare Türen oder Fenster. Ein halbes Dutzend runder, von brodelnden Schatten erfüllter Löcher durchbrachen den Boden, und von irgendwoher erklang helle, disharmonische Musik. An den Innenwänden der Festung entlang waren Dutzende von großen, grotesk geformten Statuen aufgereiht.
Damona blieb einen Augenblick lang unschlüssig stehen. Sie erwartete jeden Augenblick, angegriffen zu werden, aber außer ihr schien sich kein lebendes Wesen auf dem Hof aufzuhalten. Trotzdem spürte sie die Gefahr, die von diesen schwarzen, kristallenen Wänden ausging.
Sie trat neugierig an eine der Statuen heran und musterte sie mit einer Mischung aus morbider Faszination und Ekel. Sie stellte ein Wesen dar, wie es noch kein Mensch vor ihr zu Gesicht bekommen hatte. Es war etwa anderthalb Meter groß und ungeheuer massig.
Drei kurze, stämmige Beine trugen einen tonnenförmigen, kopflosen Rumpf, der über und über mit spitzen Stacheln bewachsen war. Aus der Körpermitte heraus starrte ein einziges, lidloses Auge zu Damona herauf. Das Ding hatte zwei lange, fast menschlich wirkende Arme, die in fürchterlichen Klauenhänden endeten.
Damona schauderte. Wer immer dieses Ding erschaffen hatte, mußte über eine geradezu krankhafte Phantasie verfügen.
Sie wandte sich mit einem Ruck von der Skulptur ab und ging zur

nächsten. Keine der Statuen ähnelte der anderen, jede schien ein anderes Lebewesen zu zeigen, eine neue Scheußlichkeit, die ihren Vorgänger noch zu übertreffen suchte. Jemand hatte hier ein Kabinett des Grauens erschaffen, eine Sammlung, deren Ziel es zu sein schien, die fürchterlichsten Erscheinungsformen des Lebens zu versammeln.

Einen Moment lang überlegte Damona, ob sie vielleicht mehr als eine bloße Skulpturensammlung sah. Der Gedanke, daß all diese Monster plötzlich zum Leben erwachen und über sie herfallen würden, ließ sie frieren.

Eine der Figuren erregte ihre besondere Aufmerksamkeit. Das Wesen kam ihr auf seltsam erschreckende Weise bekannt vor. Es war riesig – vielleicht zweieinhalb Meter groß, ungeheuer breitschultrig und massig. Die Haut war über und über mit kleinen, schimmernden Schuppen bedeckt, und aus seinem Kopf wuchs eine bizarre Ansammlung scheinbar zufällig geformter Spitzen und Schneiden.

Arm- und Kniegelenke waren mit langen, hornigen Stacheln versehen.

Und plötzlich wußte sie, wo sie solche Wesen schon einmal gesehen hatte. Wesen wie diese hatten die schwarze Kristallfestung auf der Spiegelwelt beherrscht.

Sie prallte zurück, sog scharf die Luft ein und kämpfte mühsam um ihre Beherrschung.

Hinter ihr erklang ein helles, spöttisches Lachen.

Sie fuhr herum.

In dem niedrigen Gebäude hatte sich ein unregelmäßig geformter Durchgang geöffnet. Schwarzer, von dunkelroten Blitzen durchwobener Dampf quoll daraus hervor. Der Boden vibrierte unmerklich, und das dunkelrote Licht der Sonne schien plötzlich um mehrere Nuancen heller zu werden.

Dann trat eine Gestalt aus dem Dampf. Hinter ihr schob sich ein riesiger, verschwommener Schatten ins Freie.

»Du hast dich also für den Kampf entschieden.«

Damona starrte ihr Ebenbild wortlos an. Die Ähnlichkeit war nur oberflächlich. Die Frau dort drüben ähnelte ihr wie ein zweiter Abzug ein und desselben Negatives, und doch war der Unterschied überdeutlich. Sie konnte den Haß, die verzehrende Schlechtigkeit, die die Hexe erfüllte, direkt sehen.

»Ich gebe dir drei Chancen«, sagte die Hexe. »Bestehst du den Kampf, bist du frei.« Sie lächelte siegessicher und trat einen Schritt beiseite. Der riesige Schatten hinter ihr bewegte sich unruhig. Ein haariges, dünnes Etwas stach aus dem wogenden Dampf hervor und zog sich blitzartig wieder zurück. Dann schob sich ein riesiger, mißgestalteter Körper ins Freie.

Damona schrie auf, als sie erkannte, was sich da auf den Burghof

hinaustastete.

Es war eine Spinne, zumindest ein Wesen, das einer irdischen Spinne verblüffend ähnlich war. Es gab im Grunde nur zwei Unterschiede. Sie hatte zehn Beine statt acht – und war mehr als drei Meter groß.

Damona wich Schritt für Schritt zurück, während sich das Monster aus kleinen, boshaften Augen umsah und seine Umgebung zu erkunden schien. Die kräftigen, fast unterarmlangen Mandibeln mahlten gierig. Heller Schleim tropfte aus dem Vförmigen Maul der Bestie und verzischte am Boden.

Dann setzte sich das Ungeheuer mit langsam, beinahe gemächlich wirkenden Schritten in Bewegung.

Damona preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand und erwartete den ersten Angriff.

Das Duell der Hexen hatte begonnen…

***

Mike Hunter benötigte nicht einmal eine halbe Stunde, um den Weg bis King's Castle zurückzulegen. Er war gelaufen, als wären sämtliche Furien der Hölle hinter ihm her.

Sein Herz hämmerte zum Zerspringen, als er den kiesbestreuten Weg zum Burggraben hinauflief. Die Bohlen der Zugbrücke, die über den schmalen, tiefen Graben führten, dröhnten unter seinen Schritten. Die riesigen Eichentore standen offen, und hinter den Fenstern im Erdgeschoß brannte Licht.

Mike hetzte in den Hof, blieb einen Augenblick lang schwer atmend stehen und ging dann langsamer weiter. Vor dem Hauptgebäude stand sein Rover neben Damonas Porsche. Die Türen der Fahrzeuge waren geöffnet, und auf der Kühlerhaube des flachen Sportwagens stand ein Eimer mit schaumigem Wasser. Ein Fensterleder und die gelbe Schlange eines Wasserschlauches sagten ihm, daß Henry offensichtlich gerade damit anfangen wollte, die Wagen zu waschen.

Trotz der verzweifelten Lage, in der er sich befand, mußte Mike lächeln. Henry war so etwas wie der gute Geist von King's Castle – ein alter, weißhaariger Butler, der schon Damonas Eltern wie eine Glucke umsorgt und bedient hatte. Ohne ihn wäre King's Castle nicht das, was es war. Selbst, wenn er vollkommen allein in der Burg war, schien er ununterbrochen aktiv zu sein. Henry gehörte zu einem Menschenschlag, der sich mit Arbeit jung erhielt.

Mike ging zu dem Porsche hinüber, griff nach dem Fensterleder und runzelte die Stirn. Es war eingetrocknet und bretthart. Trockenes Laub und Schmutz waren durch die geöffnete Tür in den Wagen geweht, und ein eingetrockneter Rand über dem Wasserspiegel im Eimer zeigte ihm, daß mehr als zehn Zentimeter der Flüssigkeit darin bereits verdunstet waren.

Mike runzelte verblüfft die Stirn. Sein Blick fiel auf das Armaturenbrett des Porsche. Der Zündschlüssel steckte, und er war in Startposition. Mike drehte ihn probehalber vor und zurück, aber die Kontrolleuchten blieben dunkel. Die Batterie mußte leer sein.

Wahrscheinlich hatte der Wagen die ganze Nacht mit eingeschalteter Zündung hier gestanden. Henry mußte ihn hierhergefahren haben – und irgend etwas hatte ihn daran gehindert, seine Arbeit zu Ende zu tun.

Mike spürte, wie ihm ein kalter Schauer über den Rücken lief.

Plötzlich fiel ihm auf, wie still es war. Das Geräusch seiner Atemzüge schien seltsam laut und störend über den Hof zu hallen.

Und da war das Licht, das am hellichten Tage brannte…

Er fuhr mit einem Ruck herum, starrte aus zusammengekniffenen Augen über den Hof und ging dann mit entschlossenen Schritten zum Wohngebäude hinüber.

Die Haustür stand offen. Mike trat vorsichtig in die Diele, blieb stehen und lauschte. Auch hier diese tödliche, unnatürliche Stille.

Kein Haus ist jemals ganz ruhig, erst recht kein Gebäude dieser Größe und diesen Alters. In der ersten Zeit, die er auf King's Castle gelebt hatte, waren ihm die Geräusche des Hauses beinahe unheimlich gewesen. Das ständige Wispern und Knacken, das leise Summen des Windes, der sich im Dachgebälk fing, das fast unhörbare Stöhnen der uralten Steinblöcke, die unter ihrem eigenen Gewicht knarrten. All dies war jetzt verschwunden. Das Haus war – tot.

Mike drückte die Tür hinter sich ins Schloß. Das leise Knacken peitschte wie ein Kanonenschuß durch den Flur.

»Henry?«

Er wartete, zählte in Gedanken bis zehn und rief dann noch einmal nach dem Butler. Aber er bekam auch diesmal keine Antwort.

Schließlich ging er vorsichtig durch die weitläufige Diele zur Bibliothek hinüber. Unter der geschlossenen Tür sickerte fahles, gelbes Kunstlicht hervor.

Mike zögerte eine halbe Sekunde, ehe er die Klinke herunterdrückte. Er wußte nicht, was er erwartet hatte, aber der Anblick, der sich ihm bot, wirkte irgendwie bedrohlich.

Die Vorhänge waren halb zugezogen. Die Deckenlampen brannten und tauchten den Raum in ein seltsames Zwielicht aus Tages- und Kunstlicht. Im Kamin glommen die zu weißer Asche verkohlten Reste eines Feuers. Der Fernseher lief, produzierte flimmernden Schnee und ein leises, nervtötendes Rauschen. Offensichtlich hatte Henry vergessen, ihn abzuschalten.

Vergessen?

Mike ging mit raschen Schritten durch die Bibliothek, schaltete den Apparat aus und sah sich nachdenklich um. Hier stimmte etwas nicht.

Ganz und gar nicht.
Er öffnete die Vorhänge, schaltete das Licht aus und machte sich dann auf die Suche nach Henry.
Es dauerte nur wenige Minuten. Er fand ihn in der Küche. Er hockte zusammengesunken am Küchentisch, hatte die Arme gefaltet und den Kopf darauf gelegt.
Er schien zu schlafen.
Aber als Mike in sein Gesicht sah, wußte er, daß er einen Toten vor sich hatte.

***

Die Spinne krabbelte mit langsamen, fast ängstlichen Bewegungen näher. Ihre Beine bewegten sich in einem komplizierten Rhythmus, und der lauernde, gierige Ausdruck in ihren schimmernden Kristallaugen ließ sie fast menschlich erscheinen.
Damona preßte sich eng gegen die glatte Wand. Ihre Finger fuhren nervös über das kristallharte Material, während sie verzweifelt nach einem Ausweg suchte. Sie begriff nicht, warum das Monstrum zögerte, sich einfach auf sie zu stürzen. Sie hatte keinerlei Waffen. Und selbst wenn sie eine gehabt hätte, hätte dies ihre Chancen nicht erheblich gebessert. Das Ungeheuer hatte eine Spannweite von mehr als drei Metern. Der Körper allein maß mindestens achtzig Zentimeter, und die langen, messerscharfen Fänge sahen aus, als könnten sie einen menschlichen Körper mit einem einzigen Biß zerteilen.
Und *trotzdem* zögerte die Bestie noch. Sie krabbelte langsam näher, hielt etwa zwei Meter vor Damona an und musterte sie aus kleinen, boshaften Augen. Die feinen Härchen auf ihrem Körper bewegten sich wie unter einem unsichtbaren Wind, und die hornigen Krallen am Ende ihrer zehn Beine scharrten im Sand. Es klang, als zöge man mit dem Fingernagel über eine Schiefertafel.
Damona bewegte sich ein Stück nach rechts.
Die Spinne folgte ihrer Bewegung, ohne näherzukommen. Ihre Kiefer klackten nervös.
Damona drängte den aufkommenden Ekel zurück und zwang sich, das Tier mit fast wissenschaftlichem Interesse anzusehen. Es mußte einen ganz bestimmten Grund für das sonderbare Verhalten des Ungeheuers geben. Damona wußte, wie stark Spinnen im Verhältnis zu ihrer Körpergröße waren. Ein Koloß wie dieser mußte es an Kräften mit einem Rhinozeros aufnehmen.
Sie wich weiter nach rechts aus. Die Spinne folgte ihrer Bewegung auch diesmal. Das Klacken ihrer Kiefer wurde schneller und klang jetzt fast rhythmisch. Die Spinne drückte die drei hinteren Beinpaare durch und stemmte den Hinterleib in die Höhe. Ein dünner, glitzernder Schleimfaden tropfte aus ihren Spinndrüsen.

Damona erkannte die Gefahr fast zu spät. Das Tier zischte, schien sich in ein wirbelndes Chaos aus haarigen Beinen und reiner Bewegung aufzulösen und sprang auf sie zu. Aus ihrem Hinterleib zuckte ein dünner, weißer Faden auf Damonas Gesicht zu.

Damona ließ sich im letzten Moment fallen und rollte gleichzeitig herum. Der Faden klebte dort, wo er gegen die Wand geprallt war, fest. Er spannte sich, als das Rieseninsekt zurückkrabbelte.

Damona stand vorsichtig auf, während die Spinne geschickt mit den hinteren vier Beinen nach dem Faden griff, ihn abriß und am Boden befestigte. Im schwachen Licht der roten Sonne war er kaum sichtbar. Trotzdem hatte Damona das Gefühl, daß es besser war, ihn nicht zu berühren.

Sie wich erneut zur Wand zurück und erwartete den nächsten Angriff des Monsters. Die Spinne schien es damit nicht sonderlich eilig zu haben. Offensichtlich war sie sich ihrer Beute vollkommen sicher.

Sie befestigte einen zweiten Faden an der Wand, zupfte daran, als wollte sie seine Festigkeit überprüfen und klebte ihn schließlich neben dem ersten am Boden fest. Dann fuhr sie herum, musterte Damona fast spöttisch und huschte auf wirbelnden Beinen auf sie zu.

Diesmal war Damona vorbereitet. Als der Hinterleib der Spinne herumzuckte, warf sie sich gedankenschnell zur Seite und entging dem heranzuckenden Seidenfaden.

Es war fast zu leicht. Der Faden klatschte mehr als einen Meter neben und über ihr gegen die Wand und blieb wie festgeschweißt kleben. Sekunden später folgte ihm ein zweiter.

Damona erkannte langsam die Methode, die hinter dem Vorgehen des Ungeheuers steckte. Die Spinne hatte gar nicht vor, sie unmittelbar zu attackieren. Aber sie hatte Damona bereits eingeschlossen.

Zwischen den jeweils zwei Fäden blieben ihr höchstens fünf Meter freier Raum. Einen Augenblick lang überlegte sie, welche Chance sie bei einem direkten Ausbruchsversuch hatte. Aber sie hatte gesehen, wie unglaublich schnell ihre Gegnerin war.

Die Spinne verharrte einen Augenblick lang reglos, huschte dann auf wirbelnden Beinen an Damona vorüber und fügte einen weiteren Faden zu den beiden ersten hinzu. Ihr Gewebe war von fast mathematischer Präzision. Die drei Fäden waren in einem so geschickten Winkel zueinander angeordnet, daß ein Entkommen an dieser Seite praktisch unmöglich war, ohne einen der Fäden zu berühren.

Damona ging in die Knie, hob einen kleinen Stein auf und warf ihn nach den Fäden.

Er traf.

Einen Herzschlag lang sah es aus, als flöge er einfach weiter. Dann

teilte sich der winzige Punkt. Die hauchdünnen Fäden hatten den Stein säuberlich in zwei Hälften gespalten.

Vom anderen Ende des Platzes erscholl ein boshaftes Lachen.

»Ich sehe, daß ich dich richtig eingeschätzt habe«, sagte ihre dunkle Schwester. Ihr Gesicht verzerrte sich vor boshafter Vorfreude. »Ich hatte gehofft, daß du die erste Runde überstehst, Schwesterlein«, sagte sie. Ihre Stimme troff vor Sarkasmus. »Enttäusche mich nicht.«

Damona ballte in hilfloser Wut die Fäuste. Die Spinne krabbelte unablässig vor ihr her und fügte Faden an Faden zu ihrem Netz. Allmählich schälte sich eine sichtbare Form heraus. Wenn sie weiter tatenlos zusah, würde sie in wenigen Augenblicken in einer Viertelkugel aus dünnen, tödlichen Fäden eingeschlossen sein. Die Spinne brauchte dann nur noch zu warten, bis ihr Opfer verdurstet war – oder sich in einem selbstmörderischen Ausbruchsversuch selbst zerstückelte.

Damona sah sich verzweifelt nach einer Waffe um. Aber es gab nichts. Sie zögerte noch einen Moment, dann atmete sie tief ein und stürzte sich mit einer entschlossenen Bewegung auf das Monstrum.

Gegen die Aussicht, lebendig eingesponnen und ausgehungert zu werden, erschien ihr der Tod unter den Fängen der Riesenspinne wie eine Gnade.

Das Monstrum reagierte mit unglaublicher Schnelligkeit. Es fuhr herum, richtete sich auf die hinteren sechs Beine auf und schlug wütend nach Damona. In dieser Stellung überragte sie ihr Opfer um mehr als das Doppelte.

Damona tauchte unter den zupackenden Kiefern weg, warf sich zur Seite und trat noch im Fallen nach den haarigen Beinen des Ungetüms. Ihre Fußkante traf eines der Beine mit vernichtender Wucht.

Das Bein brach ab.

Die Spinne stieß ein hohes, zischendes Geräusch aus, hüpfte mit einer fast komisch aussehenden Bewegung zurück und blieb scheinbar verblüfft stehen. Der abgebrochene Beinstumpf zuckte, als wäre er von eigenständigem Leben erfüllt. Schwarzes Blut sickerte daraus hervor und bildete eine stinkende Lache.

Damona war nicht weniger verblüfft als ihre Gegnerin. Ihr Tritt war nicht sonderlich hart gewesen. Die mörderische Schwerkraft Morons ließ ihre Bewegungen zu einem ungeschickten Dahinstolpern werden, und ihr ausgelaugter Körper besaß kaum noch die Kraft, sich auf den Füßen zu halten. Das Spinnenmonster mußte unglaublich zerbrechlich sein.

Sie stand auf, wich zwei, drei Schritte zurück und blieb stehen.

Ihre Nerven schienen vor Anspannung zu vibrieren. Deshalb also scheute das Ungeheuer einen direkten Angriff. Sein Körper schien nur

aus weichem, verwundbarem Plasma zu bestehen, das von einer hauchdünnen zerbrechlichen Chitinschicht umgeben war.

Das Ungeheuer kam langsam näher. Seine Augen funkelten boshaft und die Kiefer waren weit und gierig geöffnet.

Trotz der Verletzung war es noch gefährlich. Vielleicht gefährlicher als vorher.

Damona tänzelte vorsichtig vor der Spinne auf und ab. Die Bestie machte eine zaghafte Bewegung und prallte sofort zurück, als Damona ihrerseits vorsprang. Sie schien ihre eigene Verwundbarkeit sehr gut zu kennen.

Aber Damona war sich darüber im klaren, daß sie diese Taktik nicht lange durchhalten würde. Ihre Bewegungen wurden jetzt schon mühevoller, und die Spinne war unglaublich schnell. Früher oder später würde sie einen Fehler machen. Vielleicht nur einen, aber der könnte tödlich sein.

Wenn sie wenigstens eine Waffe hätte!

Ihr Blick fiel auf das abgeschlagene Spinnenbein. Das Blut hatte aufgehört, daraus hervorzusprudeln und war zu einer schwarzen Masse erstarrt.

Bei dem Gedanken, das ekelhafte Ding anzufassen, drehte sich ihr der Magen um. Aber sie hatte keine Wahl.

Sie täuschte nach links an, federte dann mitten in der Bewegung nach rechts herum und griff noch im Fallen nach dem Bein. Die Spinne fiel auf die Finte herein und huschte in entgegengesetzter Richtung davon. Aber Damona hatte die Wirkung der erhöhten Gravitation unterschätzt. Sie prallte mehr als einen Meter vor dem Spinnenbein auf, blieb einen Herzschlag lang benommen liegen und griff blind nach vorne. Der Schmerz trieb ihr die Tränen in die Augen, aber ihre Finger schlossen sich um etwas Hartes, Haariges.

Sie versuchte hochzukommen, bekam einen harten Stoß in den Rücken und riß automatisch die Hände vors Gesicht. Die Spinne hockte groß und häßlich über ihr. Ihre Augen funkelten vor Mordlust, und die weit geöffneten Kiefer zuckten gierig nach Damonas Kehle.

Damona dachte in diesem Augenblick nicht mehr. Sie handelte instinktiv. Ihre Linke schoß vor, hämmerte mit verzweifelter Kraft zwischen die Kiefer und hielt sie millimeterweit vor ihrem ungeschützten Hals auf.

Ein scharfer, grauenhafter Schmerz zuckte durch ihre Hand, als sich die fürchterlichen Fänge des Ungeheuers schlossen. Rote Kreise tauchten vor ihren Augen auf. Der Schmerz trieb sie an den Rand der Bewußtlosigkeit. Aber irgendwo in ihr war noch Kraft. Sie bäumte sich auf, zog die Beine an und rammte sie dem Ungeheuer mit aller Kraft in den Leib.

Das Monstrum wurde regelrecht von ihr hinwegkatapultiert.

Es segelte drei, vier Meter weit durch die Luft, kam mit einem knirschenden Geräusch auf und blieb benommen sitzen.

Damona richtete sich stöhnend auf. Ihre Hand war gefühllos und taub, und ihr ganzer linker Arm schien in Flammen zu stehen. Ein dumpfer Schmerz fraß sich allmählich durch ihre Schulter.

Aber sie durfte nicht aufgeben. Nicht jetzt. Sie stand auf, wimmerte vor Schmerz und stolperte auf die reglos dasitzende Spinne zu.

Das Ungeheuer krabbelte ihr schwerfällig entgegen. Der Aufprall schien es halb betäubt zu haben. Seine Kiefer schnappten ungelenk in Damonas Richtung. Die Beine schlugen wütend, aber die Bewegungen waren so unkontrolliert, daß Damona keine Mühe hatte, ihnen auszuweichen.

Sie blieb mit zitternden Knien stehen, musterte ihre Gegnerin und sprang dann mit einem wütenden Schrei vor. Die Spinne antwortete mit einem ängstlichen Zischen. Sie fuhr herum, fegte Damona von den Füßen und suchte ihr Heil in der Flucht. Sie schien verletzt zu sein. Der schaukelnde, majestätische Gang war in ein ungeschicktes Stolpern übergegangen, und aus ihrem Hinterleib tropfte schwarzes Blut.

Damona sprang auf, holte das Monsterinsekt ein und warf sich mit ihrem ganzen Körpergewicht darauf.

Die Beine knickten wie Streichhölzer weg. Die Spinne krachte in den Sand, zischte jämmerlich und wälzte sich herum. Ihre blutenden Beinstümpfe schienen anklagend in die Luft zu deuten, und in ihren Augen stand ein schmerzerfüllter, fast vorwurfsvoller Ausdruck.

Das Spinnenbein zerbrach unter der Wucht des Schlages. Damona taumelte vorwärts, fiel schwer auf Hände und Knie und blieb einen Augenblick lang reglos sitzen. Übelkeit wallte in ihr empor, gepaart mit Ekel und einer fast unüberwindlichen Müdigkeit. Nur unter Aufbietung aller Kräfte gelang es ihr, die Augen zu öffnen und sich in eine sitzende Position hochzuarbeiten.

Die Spinne war tot. Der dünne Chitinpanzer war unter Damonas Schlag aufgeplatzt. Graues, schleimiges Plasma quoll aus der Wunde und vermischte sich mit dem schwarzen Dämonenblut des Ungeheuers.

Damona stöhnte, wandte sich ab und übergab sich würgend.

»Ausgezeichnet«, lobte eine Stimme. »Wirklich ausgezeichnet. Du enttäuscht mich nicht.«

Damona drehte sich mühsam um. Die Gestalt ihrer schwarzen Schwester schien vor ihren Augen zu zerfließen. Blut und Tränen liefen über ihr Gesicht. In ihrem Mund war ein salziger, bitterer Geschmack, und ihr linker Arm schmerzte unerträglich.

»Warum…«, fragte sie schleppend, »tötest du mich nicht gleich.«

Damona II lachte häßlich. »Warum sollte ich?« Sie schürzte abfällig

die Lippen und schlenderte auf Damona zu. »Ich habe dir eine Chance versprochen, vergiß das nicht. Außerdem macht es mir Spaß – es ist ganz interessant, zu sehen, wieviel man selbst in der Lage ist, auszuhalten.«

Damona stöhnte.

»Monstrum!«

»Du beschimpfst dich selbst«, sagte sie ruhig. »Ich bin ein Teil von dir. Ulthars magischer Spiegel hat nichts erschaffen, sondern nur erweckt. Die Grausamkeit, die du mir vorhältst, ist deine eigene. Sie war die ganze Zeit über in dir. Aber jetzt«, sie lächelte, schüttelte den Kopf und musterte Damona mitleidlos, »wird es Zeit, die nächste Runde einzuläuten, meine Liebe. Du hast den ersten Kampf bestanden. Vielleicht überlebst du auch den nächsten.«

Damonas Blick heftete sich auf die Öffnung, aus der die Spinne hervorgekrochen war.

Aber die Gefahr kam aus einer ganz anderen Richtung.

Plötzlich hörte sie ein schleifendes, metallisches Geräusch hinter sich. Sie fuhr herum und stieß einen entsetzten Schrei aus.

Die Skulpturen an den Wänden erwachten nacheinander zum Leben!

***

Im ersten Moment war Mike viel zu schockiert, um irgend etwas anderes zu tun, als dazustehen und den leblosen Körper anzustarren.

Henry war in den letzten Jahren zu einem Teil seines Lebens geworden. Auf eine bestimmte Art liebte er ihn genauso wie Damona. Und jetzt war er tot.

Mike weigerte sich einfach, es zu glauben.

Er hob Henry vorsichtig auf, lehnte ihn zurück und berührte seine Stirn. Die Haut war noch warm.

Mike spürte plötzlich wieder Hoffnung. Er griff nach Henrys Arm, streifte den Ärmel seiner steifen Butleruniform zurück und tastete nach dem Puls. Er konnte ihn fühlen – langsam, unendlich langsam und schwach, aber sein Herz schlug.

Mike starrte den reglosen Körper einen Augenblick lang unentschlossen an, ehe er ihn hochhob und schnaufend in die Bibliothek trug. Er mußte einen Arzt anrufen. Der Butler schien sich in einer Art Schockzustand zu befinden. Wahrscheinlich hatte er die ganze Nacht so dagelegen. Es kam jetzt auf jede Minute an.

Mike legte ihn vorsichtig auf die Couch in der Bibliothek, breitete eine Decke über ihm aus und hastete zum Telefon. Mit bebenden Fingern wählte er die Nummer von Doktor Hemingforth.

Aber das Telefon blieb stumm. Mike wartete vergeblich auf das Freizeichen. Wütend knallte er den Hörer auf die Gabel, riß ihn wieder hoch und versuchte es noch einmal. Auch diesmal blieb der

Erfolg aus. Die Leitung war tot.

Mike fuhr herum, rannte aus dem Raum und verließ das Haus.

Der Rover stand startbereit vor der Tür – wenn er sich beeilte, konnte er in einer halben Stunde mit dem Arzt wieder hier sein. Er klemmte sich hinter das Steuer, warf die Tür zu und drehte den Zündschlüssel unnötig heftig. Der Motor drehte mahlend durch, sprang an und ging wieder aus.

Mike fluchte, nahm den Fuß vom Gas und versuchte es noch einmal. Der Anlasser gab ein krachendes Geräusch von sich. Eine fettige, schwarze Qualmwolke schoß aus dem Auspuff. Es stank plötzlich durchdringend nach Benzin und verschmortem Gummi, und aus der Lenksäule kräuselte sich hellblauer Rauch. Die Kontrolleuchten flackerten und gingen aus.

Mike riß wütend die Tür auf und sprang aus dem Wagen. Einen Moment lang überlegte er, ob er in den Schuppen laufen und die Ersatzbatterie für den Porsche holen sollte. Aber irgendwie war er überzeugt davon, daß auch das nicht helfen würde. Irgendeine unbekannte Macht hatte dafür gesorgt, daß die Wagen außer Gefecht gesetzt wurden.

Als Mike sich herumdrehte, schlugen die riesigen Eichentore mit einem dumpfen Geräusch zu. Schwarze, wogende Schatten schienen vor den Torflügeln auf und ab zu tanzen.

Mike begriff.

Er war gefangen. Die ganze Burg war nichts weiter als eine riesige Falle. Und er war blind hineingelaufen.

***

Es waren fünf.

Im ersten Augenblick hatte es so ausgesehen, als ob sämtliche Statuen zum Leben erwachten, aber ihre Schwester schien sich damit begnügt zu haben, fünf der Alptraumkreaturen zu beleben.

Damona wich Schritt für Schritt vor der näher rückenden Front der Ungeheuer zurück. Die Bestien rückten in einer weit auseinandergezogenen Linie vor, wobei die Angreifer an den Flanken etwas schneller vorgingen. Sie wollten sie einkreisen. Und diesmal, das wußte Damona, würde sie sich mit reiner Körperkraft nicht wehren können. Keines der Dinger war kleiner als zwei Meter, und jedes schien kräftig genug, um es mit einer kleinen Armee aufnehmen zu können.

Damona überlegte fieberhaft. Es mußte eine Möglichkeit geben, diese Ungetüme zu besiegen. Alles andere hätte nicht zu den Plänen ihrer Schwester gepaßt.

Sie versuchte, die Gefährlichkeit der einzelnen Angreifer abzuschätzen. Zwei der Wesen – stämmige, krötenähnliche Dinger mit

kräftigen Armen und schrecklichen Krokodilgebissen, die sich eigentlich nur durch ihre Größe und die Farbe ihrer Schuppen unterschieden – waren mit Schwertern und kleinen, runden Schilden bewaffnet. Ihr Köpfe steckten unter wulstigen Helmen, die nur Augen und Mund frei ließen. Das dritte – groß, haarig und an einen übergroßen Neandertaler erinnernd – schleppte eine anderthalb Meter lange Keule mit sich herum. Der spielerischen Leichtigkeit nach zu schließen, mit der es seine Waffe schwenkte, mußte es über ungeheure Körperkräfte verfügen. Ganz rechts schleppte sich ein kantiges Etwas heran, das nur aus Panzerplatten und Stacheln zu bestehen schien.

Das Wesen auf der linken Flanke erregte Damonas besondere Aufmerksamkeit. Es ähnelte einem Menschen – nur daß es ungeheuer groß und schon fast lächerlich dürr war. Seine Beine schienen über zusätzliche Gelenke zu verfügen; die Schritte wirkten ungelenk und torkelnd. Es trug einen hellblauen, metallisch schimmernden Anzug, das seinen Körper wie eine zweite Haut umgab. In seinen Händen entdeckte Damona einen schlanken, silbernen Stab, der in einem faustgroßen Kristall endete. Im Inneren des Kristalls pulsierte ein schwaches Licht.

»Wie gefällt dir meine kleine Sammlung?« fragte ihre Schwester spöttisch.

Damona antwortete nicht. Ihr Blick hing wie hypnotisiert an der näherrückenden Phalanx der Alptraumkrieger. Die Kreaturen rückten mit täuschender Langsamkeit vor. Sie schienen auf irgend etwas zu warten.

»Du bist dir vielleicht der Ehre nicht bewußt«, fuhr Damonas Doppelgängerin fort. »Aber du kämpfst nicht gegen irgendwen. Du hast die Ehre, gegen eine Auswahl von Morons treuesten Paladinen zu bestehen. Jeder von ihnen repräsentiert ein Volk im Dienste Morons. Die Besten, Damona.« Sie lachte hell und mitleidlos. »Mach uns Menschen keine Schande.«

Fast, als wären diese Worte ein Signal gewesen, griff eines der Krötenwesen plötzlich an. Es stieß ein tiefes, drohendes Knurren aus, hob sein Schwert und stürmte mit einer Behendigkeit vor, die seinem plumpen Äußeren Hohn sprach.

Damona versuchte auszuweichen, aber ihr Gegner war viel zu schnell. Das Schwert zischte Millimeter über ihr durch die Luft, und der Aufprall des massigen Körpers riß sie von den Füßen. Sie fiel hintenüber, rollte sich über die Schulter ab und federte zur Seite.

Neben ihr bohrte sich die Schwertklinge in den Boden.

Damona versuchte hochzukommen. Ein starkes, von Übelkeit begleitetes Schwindelgefühl stieg in ihr empor. Sie knickte ein, fiel auf die Knie und kämpfte verzweifelt gegen die aufkommende Bewußtlosigkeit. Sie konnte nicht mehr. Ihr Körper hatte alles

gegeben, was er geben konnte. Ihre Kraftreserven waren verbraucht. Selbst das Wissen um den bevorstehenden Tod konnte keine Reserven mehr mobilisieren.

Sie sah den Schatten des Monsters groß und drohend über sich emporwachsen. Rote Lichtsplitter spiegelten sich auf der Klinge des erhobenen Schwertes. In den kleinen, geschlitzten Augen leuchtete sadistische Vorfreude.

Plötzlich geschah *irgend etwas*. Damona spürte, wie in ihr irgend etwas Fremdes, Namenloses zum Leben erwachte. Ein Gefühl ungeheurer Stärke stieg in ihr empor. Die Schmerzen in ihrem linken Arm verebbten. Die Müdigkeit verschwand, machten einem Gefühl unwiderstehlicher Kraft Platz. Damona hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr Herr ihres eigenen Körpers zu sein. Die fremde Kraft schien sie zu einem reinen Beobachter zu degradieren.

Als das Schwert heruntersauste, federte sie ansatzlos hoch, warf sich zur Seite und trat mit aller Kraft zu. Ihre Fußkante hämmerte genau in den Spalt zwischen Helm und Schulter des Krötenkriegers.

Das Wesen brüllte auf, ließ Schwert und Schild fallen und torkelte zurück. Seine Augen verdrehten sich. Langsam, wie in einer phantastischen Zeitlupenaufnahme, brach es in die Knie. Aus seiner Brust drang ein fürchterliches, blubberndes Keuchen. Seine Hände verkrampften sich vor der Brust.

»So ist es richtig!« kreischte Damona II. »Kämpfe, Damona. Töte! Töte sie, oder sie töten dich!«

Damona reagierte mit ungeheuerer Schnelligkeit, als die vier anderen Krieger angriffen. Sie hechtete zwischen zwei der gigantischen Gestalten hindurch, griff im Fallen nach den Waffen des bewußtlosen Kriegers und hackte nach einem Schatten, der vor ihr auftauchte. Die messerscharfe Klinge drang knirschend durch Panzerplatten und Horn. Schwarzes Blut sprudelte über die Klinge, lief über ihren Arm.

Damona sprang auf. Ihr Hieb schien das kantige Monstrum getötet oder zumindest so schwer verwundet zu haben, daß von diesem Gegner keine Gefahr mehr drohte. Sie parierte einen wütenden Schwerthieb des zweiten Krötenmannes mit dem Schild, schlug blitzschnell zurück und registrierte zufrieden, daß ihr Hieb das Wesen aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Sie setzte nach, rammte ihren Schild gegen den des Krötenmannes und stieß ihr Schwert mit tödlicher Zielsicherheit durch eine Lücke in seine Panzerung. Das Wesen kreischte auf. Eine schwarze, übelriechende Flüssigkeit spritzte in rhythmischen Schlägen unter seiner Rüstung hervor.

Damona sprang mit einem wütenden Schrei zurück und schlug blind um sich. Ihr Schwert schuf einen schimmernden, tödlichen Halbkreis, der die beiden verbliebenen Gegner respektvoll zurückweichen ließ.

»Gut so, Hexe!« kreischte ihre Schwester. »Kämpfe! Töte sie. Töte sie!

Töte sie alle!«
Bei jedem Wort schien sich die mörderische Kraft in ihr zu verstärken. Sie spürte, wie ein vollkommen neues, ungekanntes Gefühl in ihr emporwuchs.
Die Lust zu töten.
Blutrausch. Die Freude daran, den Gegner zu besiegen. Eine boshafte Befriedigung beim Anblick eines gefallenen Feindes.
Das Gefühl war falsch. Sie wußte, daß die Wesen, gegen die sie kämpfte, nicht mehr Herr ihres eigenen Willens waren. Es waren intelligente, fühlende und denkende Wesen, die unter der geistigen Kontrolle eines überlegenen Intellekts standen. Sie hatte kein Recht, sie mitleidlos umzubringen.
»Du mußt!« kreischte ihre Doppelgängerin. »Du mußt sie töten, oder sie töten dich!« Ihre Stimme vibrierte vor gehässiger Befriedigung.
Der Echsenmann, den Damona zu Anfang niedergeschlagen hatte, kam jetzt langsam wieder auf die Füße. Er wirkte benommen und unsicher, aber seine Bewegungen waren immer noch kraftvoll und schnell.
Damona sah die Bewegung aus den Augenwinkeln. Etwas Großes, Dunkles huschte auf sie zu, prallte mit vernichtender Wucht gegen ihren Schild und schmetterte sie regelrecht zu Boden. Das Schwert entglitt ihren Händen. Sie trat blind aus, traf auf etwas Haariges, Weiches und kroch rückwärts davon, während der riesenhafte Neandertaler knurrend nachsetzte. Sein Gesicht war verblüffend menschlich, und in den kleinen, pupillenlosen Augen schien fast so etwas wie Mitleid zu stehen.
Damona fing einen zweiten Keulenhieb mit dem Schild ab. Der Schlag hätte ihr eigentlich den Arm brechen müssen. Aber die gleiche Kraft, die sie noch immer auf den Beinen hielt, schien sie auch vor körperlichen Angriffen zu schützen.
Sie sprang auf, parierte einen dritten Keulenhieb mit dem Schwert und rammte dem Angreifer aus der gleichen Bewegung heraus den Ellbogen in den Nacken. Der Affenmensch torkelte zurück und knurrte wütend.
Es ist nicht richtig! hämmerten ihre Gedanken. Diese Wesen sind nicht deine Feinde! Du darfst sie nicht töten!
Aber ihr Körper schien einem anderen Willen zu gehorchen. Damonas Arme und Beine bewegten sich ohne ihr Zutun. Sie fuhr herum, schmetterte dem Krötenmann den Schild ins Gesicht und holte zu einem tödlichen Schwerthieb aus.
Ein dünner, grellweißer Lichtstrahl tastete nach ihrem Schwert.
Das Metall begann zu glühen, wurde rot, weiß und verlief zu zischender Stahlschmelze.
Damona schleuderte das Schwert mit einem gellenden

Schmerzensschrei von sich. Ihre rechte Hand war verbrannt und rot.

Ein zweiter Lichtblitz hackte nach ihr, verfehlte sie um Millimeter und brannte eine rauchende Schlackespur in den Boden. Damona sprang entsetzt zur Seite. Die Hitze des Strahles war so gewaltig, daß ihre gesamte rechte Seite in Flammen zu stehen schien.

»Ich fürchte, du mußt dir jetzt etwas einfallen lassen«, sagte ihre Schwester boshaft.

Damonas Blick heftete sich wie hypnotisiert auf den schlanken Silberstab in den Händen des Riesen. Das Licht in der Kristallspitze des Stabes pulsierte jetzt schneller. Der Gigant hielt den Stab wie ein Gewehr. Der funkelnde Kristall folgte jeder von Damonas Bewegungen.

Eine Strahlenwaffe! durchzuckte es Damona. Sie hatte bisher immer angenommen, daß solche Waffen ins Reich der Phantasie oder allenfalls der Science-Fiction gehörten. Aber das Wesen dort vorne mußte einer Kultur entstammen, die viel weiterentwickelt war als die der Menschen.

Ihre Überlegungen wurden abrupt unterbrochen. Ein dritter Lichtblitz brach aus der funkelnden Kristallspitze, streifte den Rand ihres Schildes und zersplitterte zu einem grellen Funkenschauer.

Für einen Moment war Damona genauso verblüfft wie der Riese.

Das Material des Schildes schien den Energiestrahl mühelos zu absorbieren.

Aber ihre Verblüffung dauerte nicht so lange wie die ihres Gegners. Sie begriff plötzlich, daß sie eine Chance hatte. Die Augen des Riesen weiteten sich unglaublich, als seine nur halb so große Gegnerin mit einem wütenden Schrei auf ihn losstürmte. Er hob ungeschickt seine Waffe und drückte ab, aber Damona hatte den Schild gedankenschnell hochgerissen und in die Schießbahn gebracht. Der tödliche Energiestrahl prallte harmlos an dem schimmernden Metall ab. Und zu einem zweiten, gezielten Schuß gab ihm Damona keine Gelegenheit.

Der Schild krachte mit vernichtender Wucht in den Körper des Riesen. Das Wesen schien in der Mitte zusammenzuklappen. Sein Körper krümmte sich zusammen, sank wie eine Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hat, zu Boden und blieb hilflos zuckend liegen.

Damona schleuderte den Schild von sich, bückte sich nach der Waffe und fuhr mit einem triumphierenden Aufschrei herum. Der flammende Kristall richtete sich auf die Körper der beiden verbliebenen Gegner.

Sie brauchte nur noch abzudrücken. Es war leicht. So leicht. Eine winzige, kaum merkliche Bewegung mit dem Finger, und der Kampf war vorüber.

Aber sie zögerte.

Die beiden Angreifer schienen zu Stein erstarrt. Damona sah die Angst auf ihren Gesichtern, das Entsetzen, das in ihren Augen flackerte, als sie plötzlich begriffen, daß es aus war.

Todesangst.

»Töte sie!« kreischte ihre dunkle Schwester. »Vernichte sie! Sie wollten dich töten! Jetzt töte sie!«

Damona spürte, wie alles in ihr danach drängte, den Worten zu gehorchen. Es war so leicht. So verlockend leicht.

Aber sie konnte es nicht.

Diese Wesen dort waren nicht ihre Feinde. Es waren fühlende, denkende Wesen. Wesen, die hassen und lieben konnten, die Freunde und vielleicht Familien hatten, Wesen, die lachen und lieben konnten. Sie waren nicht schuld an diesem grausamen Spiel. Sie waren nichts als Werkzeuge, willenlose Spielfiguren, die von einem stärkeren, grausamen Geist mißbraucht wurden.

Sie konnte sie nicht töten.

Langsam, wie unter einem inneren Zwang, ließ Damona die Strahlenwaffe sinken.

Auf dem Gesicht des Neandertalers stand ein verblüffter, ungläubiger Ausdruck.

»Ich kann es nicht«, flüsterte Damona. »Ich kann keinen Mord begehen.«

»Närrin!« zischte ihre Schwester. »Verdammte Närrin. Vor zehn Sekunden wollten sie dich umbringen. Und sie werden es noch tun, wenn du sie nicht daran hinderst. Töte sie!«

Damona blickte nachdenklich in das Affengesicht des Neandertalers. Vielleicht beging sie jetzt einen tödlichen Fehler – aber sie glaubte plötzlich nicht mehr, daß dieses Wesen sie töten würde. Alles, was sie in seinem Gesicht las, war Unglauben, Staunen und eine vorsichtige Erleichterung.

»Ich kann es nicht«, wiederholte sie mit fester Stimme. Ihre Finger öffneten sich. Die Strahlenwaffe fiel mit dumpfem Geräusch in den Sand. Sie hatte genug gemordet. Sie hatte zwei unschuldige Lebewesen umgebracht, und sie hatte damit mehr Schuld auf sich geladen, als sie zu tragen bereit war.

»Du stirbst lieber?« höhnte ihre Schwester.

Damona schluckte. »Ich kann kein wehrloses Opfer ermorden«, sagte sie leise.

»Ich könnte es.«

»Vielleicht«, antwortete Damona leise, »ist das der Unterschied zwischen uns.«

Für zehn, fünfzehn Sekunden geschah gar nichts. Dann lächelte ihre Schwester.

»Du hast die zweite Probe bestanden«, sagte sie zufrieden. Sie

bewegte die Hand in einer komplizierten, schnellen Geste. Die Körper der fünf Fremden begannen zu glühen. Innerhalb weniger Sekunden verwandelten sie sich in grelle, blendende Lichterscheinungen und verschwanden.

»Ich gratuliere. Du hättest dich selbst getötet, wenn du sie umgebracht hättest«, sagte Damona II. Sie warf den Kopf in den Nacken, lachte hell auf und trat mit wiegenden Schritten auf Damona zu.

»Zwei der drei Runden hast du gewonnen«, sagte sie lauernd.

»Vielleicht gewinnst du auch ein drittes Mal?«

In ihrer Hand erschien plötzlich ein dünner, gebogener Säbel, und ihre Linke hielt einen großen, dreieckigen Schild.

»Fang!«

Die Waffen segelten im hohen Bogen auf Damona zu. Sie griff automatisch danach, fing das Schwert auf und bückte sich nach dem Schild. Er war ungeheuer schwer. Ihre linke Seite begann plötzlich wieder zu schmerzen. Sie biß die Zähne zusammen, hob den Schild auf und streckte mühsam die Hand durch die Halteschlaufen. Ihre Knie begannen zu zittern. Sie fühlte sich plötzlich wieder müde und ausgelaugt. Das Schwert in ihrer Rechten schien Tonnen zu wiegen, und die ungeheure Schwerkraft Morons zog und zerrte an ihren Gliedern.

»Jetzt fällt die Entscheidung«, sagte ihre Doppelgängerin leise. Sie tänzelte vorsichtig vor Damona auf und ab, hieb spielerisch mit dem Säbel in die Luft und hob ihren eigenen Schild.

»Kämpfe, Hexe!«

Mit einem wütenden Aufschrei griff sie an.

***

Mike Hunter versuchte erst gar nicht, King's Castle zu verlassen. Er spürte, daß er nicht allein war. Er hatte die Anwesenheit des Fremden die ganze Zeit über unterbewußt gefühlt, aber seine Nerven waren zu angespannt gewesen, als daß er es gemerkt hätte. King's Castle war nicht mehr das, was es bei ihrer Abreise gewesen war.

Die alte Raubritterburg war wieder zu dem geworden, was sie vor Jahrhunderten dargestellt hatte: Ein Hort des Bösen, der Gewalt, eine kleine, isolierte Enklave negativer Kräfte, aus der es kein Entkommen gab. Es gab mehrere Nebenausgänge, aber Mike war sicher, daß sie genauso wirkungsvoll verschlossen waren wie das Haupttor.

Nein – er konnte nichts tun als warten.

Mike drehte sich um, senkte den Kopf und ging mit hängenden Schultern zum Hauptgebäude zurück. Das Haus schien sich plötzlich verändert zu haben. Seine Konturen wirkten kantiger und abweisend, die Fenster hatten sich in finstere, lichtlose Löcher verwandelt, in

denen treibende Schatten und geheimnisvolles, drohendes Leben nistete, und aus der weit geöffneten Tür schlug ihm eine fast greifbare Aura der Gewalt und des Bösen entgegen.

Und vor dem magischen Spiegel in der Eingangshalle stand eine Gestalt.

Mike blieb wie angewurzelt stehen, als er sie erkannte.

»Damona!« sagte er fassungslos.

Damona nickte. Ein dünnes, böses Lächeln spielte um ihre Lippen.

Der rote, bodenlange Umhang gab ihrer Erscheinung etwas ungemein Drohendes, und aus den dunklen Augen loderte ein satanisches Feuer.

Mike atmete scharf ein.

»Du… du bist nicht Damona«, sagte er stockend.

Damona lächelte, aber es wirkte eher wie das Grinsen einer Schlange, die ihr Opfer mustert, bevor sie zustößt.

»Ich bin sie«, sagte sie sanft. »Wir sind eine Person, Mike. Du wirst es noch begreifen. Ich bin das, was die ganze Zeit über in ihr geschlummert hat.«

»Was ist mit Damona geschehen?« fragte Mike scharf. Er trat auf Damona zu, aber eine schnelle, warnende Bewegung der Hexe ließ ihn erstarren.

»Ich *bin* Damona«, sagte das lebende Spiegelbild eindringlich. »Begreif das endlich.«

»Und was willst du hier?«

Damona lachte hart auf. »Es ist mein Haus, Mike, vergiß das nicht. Die Damona, die du gekannt hast, existiert nicht mehr. Aber du wirst dich daran gewöhnen.«

Der Ausdruck auf ihrem Gesicht änderte sich plötzlich. Ihre Augen blickten fast sanft. Ihr Haar nahm einen weichen, seidigen Schimmer an. »Ich liebe dich, Mike«, sagte sie leise.

»Du…«

»Bitte, unterbrich mich nicht«, flüsterte sie. »Ich habe dich vom ersten Tag an geliebt. Nur darum habe ich dich verschont. Ich hätte dich ein Dutzend Mal vernichten können, aber ich habe es nicht getan. Ich liebe dich so, wie dich die andere Damona geliebt hat. Vielleicht noch mehr. Und auch du wirst lernen, mich zu lieben. Es gibt nichts, was mich von der Damona unterscheidet, die du gekannt hast. Im Gegenteil – du wirst sehen, daß ich dir mehr zu bieten habe. Bleib bei mir, Mike. Ich werde dich glücklich machen. Ich werde dir die Welt zu Füßen legen, wenn du willst. Du und ich – wir beide sind unschlagbar. Die Welt gehört uns, Mike. Ich schenke sie dir.«

Mike schnaufte abfällig. »Danke für das Angebot. Aber ich verzichte.«

Damona lächelte verzeihend. »Du wirst deine Meinung ändern«, sagte sie überzeugt. »Du glaubst, etwas verloren zu haben. Das stimmt nicht. Du hast etwas gewonnen. Damona… mein früheres Ich war schwach

und dumm.« Sie trat mit wiegenden Schritten auf ihn zu und breitete verlangend die Arme aus. Ihre Lippen öffneten sich leicht.

Mike stöhnte. Er spürte die ungeheure erotische Ausstrahlung, die die Hexe umgab. Seine Hände begannen zu zittern. Er spürte die Berührung ihrer Hände, den sanften, betäubenden Duft, der von ihrem Haar ausging, das kribbelnde, elektrisierende Gefühl, als ihre Finger seine Haut berührten.

Nur unter Aufbietung aller Willenskraft gelang es ihm, sich aus Damonas Umarmung zu lösen und sie von sich zu stoßen.

Für einen winzigen Moment verzerrte sich das Gesicht der Hexe vor Haß. Aber sie hatte sich sofort wieder in der Gewalt.

»Na gut«, sagte sie mit mühsam beherrschter Stimme. »Wie du willst. Du hast Zeit. Du wirst noch lernen, mich zu lieben, Mike.« Sie schürzte abfällig die Lippen und trat einen Schritt beiseite. Mikes Blick fiel jetzt direkt in den magischen Spiegel, der einen Großteil der Südwand beanspruchte.

»Das Schicksal wird entscheiden, wen von uns du bekommst«, sagte sie leise. »Sieh selbst. Die Bessere wird gewinnen.«

Ihre Gestalt verschwamm, löste sich in treibende Nebel auf und verschwand schließlich ganz. Gleichzeitig begann das Bild auf dem Spiegel zu flimmern. Das Abbild der Eingangshalle von King’s Castle wurde unscharf, transparent und farblos. Mike sah plötzlich auf einen rechteckigen, von schwarzen Mauern umschlossenen Platz hinunter. Das Bild hatte etwas Unwirkliches. Alles schien rot und hitzegeschwängert, und über der Szene lag eine ungeheure Aura der Gewalttätigkeit.

Mike sog scharf die Luft ein, als er die beiden Gestalten erkannte, die sich in der Mitte des Platzes gegenüberstanden.

Damona King – und ihre Doppelgängerin.

Noch während Mike versuchte, mit seiner Überraschung fertig zu werden, griff die Hexe ihr wehrloses Opfer an…

***

Der erste Schlag brachte schon beinahe die Entscheidung. Damona riß instinktiv den Schild hoch und versuchte den Hieb zu parieren, aber ihre Erschöpfung und die gewaltige Anziehungskraft Morons nahmen ihren Bewegungen die gewohnte Geschmeidigkeit. Der Hieb durchbrach ihre Deckung, schrammte über den Rand ihres Schildes und riß eine lange, blutende Wunde in ihre Schulter.

Sie taumelte zurück, kämpfte verzweifelt um ihr Gleichgewicht und versuchte gleichzeitig, den wütenden Schlägen der anderen auszuweichen. Ihr linker Arm pulsierte vor Schmerzen. Die Hand war taub und gefühllos, und ein lähmendes, eisiges Gefühl kroch langsam im Arm empor.

Ihre Schwester lachte hart. »Wehr dich, Hexe. Diesmal ist es ernst.« Sie unterstrich ihre Worte mit einem blitzartig geführten Schlag, der Damonas Arm vollends lähmte und sie bis an die Wand zurücktaumeln ließ.

Müdigkeit, eine ungeheure, lähmende Erschöpfung, die weit über das bloße Körperliche hinausging, schlug wie eine Welle über ihr zusammen. Sie sank mit einem ergebenen Seufzer gegen die Wand, sackte daran herunter und blieb in einer halb sitzenden, halb stehenden Position hocken.

Sie wollte und konnte nicht mehr kämpfen. Sie wußte, daß sie sterben würde, aber der Tod erschien ihr wie eine Erlösung nach all den Qualen und Anstrengungen, die sie überstanden hatte.

Ihre Schwester lachte hart, schleuderte den Schild fort und packte das Schwert mit beiden Händen.

»Stirb, Hexe!«

Sie sprang vor, drehte sich einmal um ihre Achse und schlug aus der Drehung heraus zu.

Der Hieb ließ Damonas Schild zersplittern und brach ihren Arm.

Sie spürte den Schmerz kaum noch. Vor ihren Augen wallten dunkle Nebelschwaden, und ihr Denken schien langsam in einem Sumpf aus Schmerz und schwarzem, endgültigem Vergessen zu versinken. Irgendwie brachte sie es fertig, sich noch einmal hochzustemmen und einen müden Konterschlag zu führen, als die Angreiferin ein zweites Mal zuschlug.

Die beiden Schwerter krachten mit vernichtender Wucht aufeinander. Die Klinge ihrer Gegnerin rutschte funkensprühend an ihrem eigenen Schwert entlang, spaltete den Handschutz und ihre Hand und hinterließ eine breite, klaffende Wunde auf ihrer Brust.

Damona sank kraftlos zurück, fiel zu Boden und schloß ergeben die Augen. Sie spürte keinen Schmerz mehr, keine Müdigkeit, auch keine Angst.

Sie fühlte nichts mehr.

Nicht einmal den scharfen, brennenden Schmerz, als die Schwertklinge durch ihre Kehle glitt.

***

So war das also.

Mike hatte sich manchmal gefragt, wie es sein mußte, einen geliebten Menschen zu verlieren. Der Tod – auch der gewaltsame Tod – war ihm nicht fremd. In seinem Kampf gegen das Böse hatte er viele Menschen sterben sehen, auch Menschen, die er gekannt oder gemocht hatte.

Aber erst jetzt, in diesem Augenblick, begriff er, was es wirklich bedeutete, den Menschen zu verlieren, den man wirklich liebte.

Er hatte sich eingebildet, verzweifelt zu sein, Haß oder Rachegelüste zu empfinden, aber er spürte nichts von alledem.

Der Spiegel war längst blind und matt geworden. Das Abbild des Burghofes war verschwunden und hatte dem vertrauten Bild Platz gemacht, aber vor Mikes Augen stand noch immer die grausige Szene, die ihm der Spiegel im allerletzten Moment gezeigt hatte. Wie unter der Führung eines grausamen Regisseurs hatte ihm der Spiegel im letzten Augenblick eine Großaufnahme von Damonas Gesicht gezeigt.

Er hatte gesehen, wie sie starb. Er hatte *gesehen*, wie die Schwertspitze eine dünne, kaum sichtbare Linie durch ihre Kehle gezogen hatte. Wie ihre Augen brachen. Ihr Gesicht die Leere des Todes annahm.

Tot.

Der Gedanke hämmerte mit ungeheuerer Wucht in sein Gehirn.

Hilflosigkeit breitete sich in ihm aus, gepaart mit einem langsam stärker werdenden Gefühl der Verzweiflung. Aber er suchte vergeblich nach einem anderen Gefühl in sich. Es gab keinen Haß, keinen Rachedurst, nichts als diese grauenhafte, folternde Leere.

Er schloß die Augen, wandte sich ab und ballte in einer unkontrollierten Bewegung die Fäuste. Vor seinen Augen rollte immer und immer wieder die gleiche Szene ab.

Er hatte immer gewußt, daß es eines Tages passieren konnte. Damona und er führten ein gefährliches, abenteuerliches Leben. Der Tod gehörte dazu.

Trotzdem konnte er es einfach nicht glauben. Er stöhnte, ging ziellos in der großen, leeren Halle auf und ab und blieb wieder stehen.

Er hatte plötzlich das Gefühl, irgend etwas tun, mit jemanden reden zu müssen. Aber er war allein.

Ein leises, schleifendes Geräusch ließ ihn herumfahren.

Hinter ihm stand Damonas Spiegelbild. Ihr Körper schien von einer dunklen, wogenden Aura umgeben zu sein, und der blutrote Umhang bauschte sich wie unter einem unfühlbaren Wind. Ihr Gesicht wirkte eingefallen und erschöpft; der gnadenlose Kampf mußte selbst ihre Kraftreserven aufgebraucht haben.

Für einen Moment war Mike nahe daran, sich auf sie zu stürzen.

Aber er rührte sich nicht. Er stand nur da, starrte das negative, verzerrte Ebenbild der Frau, die er geliebt hatte, an und versuchte, sich über seine eigenen Gefühle klar zu werden.

Er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie Damona unter den gnadenlosen Hieben ihrer Doppelgängerin gestorben war. *Ihre* Hand war es gewesen, die den tödlichen Streich geführt hatte.

Aber die gleichen Augen sagten ihm auch, daß die Frau dort drüben Damona King *war*. Sie war nicht einfach eine Doppelgängerin, ein Mensch, der Damona zufällig ähnelte. Sie *war* Damona, aber eine

fremde, böse Damona.

»Mike…« Damonas Lippen bebten. Ihre Stimme klang brüchig und schwach. Sie machte einen Schritt, brach in die Knie und blieb stöhnend sitzen.

Gegen seinen Willen spürte Mike so etwas wie Mitleid in sich aufsteigen. Er ging auf sie zu, zögerte dann und blieb schwer atmend stehen.

»Mike, bitte…«

Mikes Blick fiel auf das Hexenherz, das zwischen Damonas Brüsten hing. Der schwarze Stein schien unter einem inneren Feuer zu glühen.

Damonas Hände bewegten sich unsicher, tasteten mit einer fahrigen Geste nach dem Schmuckstück und rissen es ab. Ihr Kopf kam in einer unendlich mühsamen Bewegung hoch.

Mike zuckte zusammen, als er dem Blick der dunklen, bodenlosen Augen begegnete. Der Haß, die Schlechtigkeit, das namenlose Böse, das er noch vor Augenblicken darin gesehen hatte, waren verschwunden. Alles was er jetzt noch darin las, war eine übermenschliche Erschöpfung.

Und dann spürte er den Unterschied.

Diese Frau dort vorne *war* Damona King. Die echte Damona! Die Aura des Bösen war verflogen, hatte sich wie ein flüchtiger Alptraum von ihr gelöst und war dem sanften, liebevollen Wesen gewichen, was er an Damona kannte.

»Aber… ich … habe gesehen, wie …«, stammelte er verwirrt.

Damona nickte unmerklich. Sie versuchte zu lächeln, aber sie schien nicht mehr die Kraft dazu zu haben.

»Tot«, flüsterte sie. »Ich war… tot, Mike.« Sie stöhnte. In ihren Augen glomm ein seltsamer, unbeschreiblicher Ausdruck auf, die Erinnerung an etwas namenlos Grauenhaftes. »Sie hat mich … besiegt«, fuhr sie fort.

Mike kniete zögernd neben Damona nieder und berührte ihren Arm. Sie schien unter der Berührung zu erschauern.

»Aber wieso…?«

»Erinnerst du dich an ihre Worte?« fragte Damona leise. »Wir sind eins. Ich bin sie, und sie ist ich. Töte mich, und du tötest sie. Sie hat mich selbst auf die richtige Spur gebracht, Mike. Als wir… dort drüben gekämpft haben, hat sie gesagt, daß Ulthars Spiegel nichts erschaffen, sondern nur gezeigt haben. Mein … mein Bewußtsein wurde in zwei Teile geteilt. Einen guten und einen bösen.«

»Die alte Geschichte von Doktor Jeckyll und Mister Hyde«, sagte Mike zögernd.

Damona nickte. »Ja. Nur, daß hier auch zwei Körper entstanden. Aber dieser Zustand konnte nicht aufrecht erhalten bleiben. Meine Depressionen – du hast es selbst gemerkt, nicht? Ich wäre früher oder

später gestorben. Das Schlechte gehört zum Menschen. Wir können nicht ohne es leben. Unsere Bewußtseine haben sich wieder vereinigt, als mein Körper starb. Wir wurden wieder eins.«

»Aber sie muß es gewußt haben«, sagte Mike.

»Sicher. Aber sie hat geglaubt, stärker als ich zu sein. Sie muß gehofft haben, mich endgültig zu besiegen.« Damona lächelte trotz ihrer Erschöpfung. »Ich war schon immer stärker als sie. Sonst wäre ich nicht das, was ich heute bin.«

»Soll das heißen, sie – sie ist noch in dir?« fragte Mike.

»Selbstverständlich. Sie war immer in mir, und sie wird immer in mir sein. So, wie der negative Mike, den ich in New York kennengelernt habe, in dir existiert. Das Böse ist in uns allen. Wir müssen damit leben.«

Sie sank zurück. Ihre Stimme sank zu einem hauchdünnen, kaum noch verständlichen Flüstern herab.

Mike hob sie vorsichtig hoch und trug sie über die Treppe ins Schlafzimmer empor. Damona war schon eingeschlafen, als er sie behutsam aufs Bett legte und zudeckte.

Er stand noch lange da und starrte den reglosen Körper an.

»Das Böse ist in uns allen«, wiederholte er ihre Worte. »Wir müssen damit leben.«

Er nickte grimmig. Er würde damit leben. Und vielleicht würde er es eines Tages sogar besiegen.

Vielleicht.

ENDE